

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Karl Christian Engel

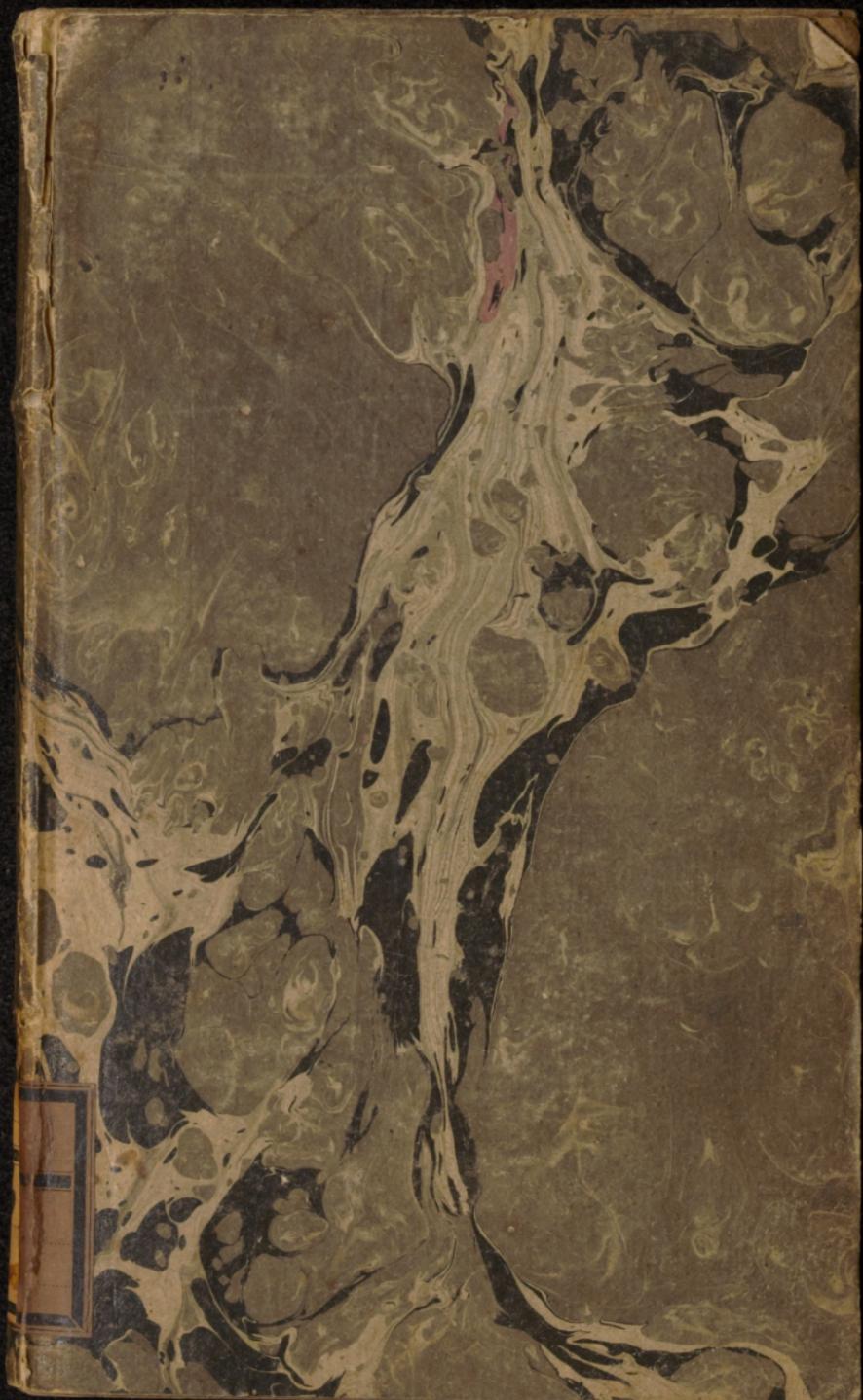
Wir werden uns wiedersehen : Eine Unterredung nebst einer Elegie

Neue mit dem Nachtrag vermehrte Auflage, Leipzig: bey Salomon Linke, 1797

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688072527>

Druck Freier  Zugang





16. v. Vogel

Lv. 20.

Der Groß. Univ. Bibliothek
zu Rostock,

vom Großnffen K. C. Engel's

Joh. Rooper. $\frac{3}{x} 74.$



G-3006.

Wir werden uns wiedersehen.

Eine
Unterrredung

nebst einer

Elegie

von

D. Karl Christian Engel.

Neue mit dem Nachtrag vermehrte Auflage.

Leipzig,
bei Salomon Linke
1797.





E l e g i e.

Bald vielleicht — und hab ich nur hienieden
Nicht vergebens für die Welt gelebt;
Hab ich nur der Tugend hohen Frieden
Und der Gottheit Geyfall mir erstrebt;
Nur erst diese *) Hyder ganz besieget,
Die mit stets erneuerter Gewalt
Meinen Geist bekämpft: o so genüget
Mir auch stets, gescheh es noch so bald! —
Bald vielleicht erhebt mein ganzes Wesen,
Und der Bote meines Schöpfers kommt,

Zent^o

*) Die Sinnlichkeit.

Jenes große Räthsel mir zu lösen,
 Das so sehr den Sterblichen beklemmt.
 Freunde, wenn dies Herz denn nicht mehr schläget,
 Das, auch wenn es eigne Noth ertrug,
 Doch, zum Mitgefühle leicht erreget,
 Brüderlich bey eurer Wonne schlug;
 Wenn nun dieser Mund auf ewig schweigt,
 Der, so oft euch Muth und Trost gebracht,
 War ich gleich durch Mitleid selbst gebeuget,
 Muth und Trost ins franke Herz euch sprach;
 Wenn nun diese trausten Genossen
 Meiner Seele, die aus Zärtlichkeit
 Gegen euch oft heimlich überflossen,
 Nichts mehr sehen — weder Lust noch Leid;
 Und wenn dann im weisen Schlaggewande,
 Wohlgeschmückt, mein kalter Leichnam liegt —
 Wohlgeschmückt, weil mit dem holden Tande
 Noch zuletzt die Liebe sich genügt: —
 Freunde, um mein weiches Bett von Spänen?
 Sieht ihr dann, versenkt in euern Gram

Um

Um den Freund, der von der Erde Scenen
 Und von euch den bittern Abschied nahm.
 Stillbetrachtend mit gefaltnen Händen,
 Mit gesenktem Haupte steht ihr da;
 Und mit Augen, die den Blick nicht wenden,
 Und mit leisem Schauder steht ihr da;
 Weilt mit Pein, die euch, wie Wonne, reizet,
 Bey des Freundes moderndem Gebein;
 Ach, und jeden seiner Züge beizet
 Euch der Harm tief ins Gedächtniß einz;
 Und, wie lächelnde Gespenster, wallen
 In der Dämmerung eurer Phantasie
 Holde Bilder von den Freuden allen,
 Die der Gott der Freundschaft uns verlich
 Dann gedenkt ihr gärtlich alles dessen,
 Was mich eurer Liebe werth gemacht;
 Nicht die kleinste Tugend wird vergessen;
 Meiner Fehler nur wird nicht gedacht.
 Drauf — ein Kuhesanst zu meinem Schlum-
 mer! —

Drückt ihr mir die ungelenke Hand
 Einmal noch, und der geprefste Kummer
 Fällt in Thränen hin auf mein Gewand.
 Mdge da mein Geist euch noch umschweben,
 Dieses Leichenopfers sich bewußt,
 Und — er wird sich freudiger erheben! —
 Der Unsterblichkeit in eurer Brust!
 Hier, wo es mein Ehrgeiz sich erkoren,
 Bleibe mir ein rühmlich Denkmal! Hier!
 Gehe sonst mein Name nur verloren,
 Und die Nachwelt wisse nichts von mir!
 Wenn ihr dann, von Florens Hauch' umdüstet,
 Wo ihr noch mich zum Gefährten habt,
 Euer Herz von schwüler Sorge lüstet,
 Und im Schooße der Natur euch labt;
 Wenn zu euerm liebervollen Kreise,
 Um ein stilles, ihr geweihtes Fest
 Zu begeistern, sich die sanfte, weise,
 Ernst Freude segnend niederläßt;
 Oder, wenn ein Ungemach euch kränket,

Und

Und die Vorsicht eure Tugend übt;
 Dann, o ihr Geliebte! dann gedenket
 Meiner noch, der euch so treu geliebt!
 Nähe vor des Grabs dunklem Schlunde
 Wird mich diese Hoffnung noch erfreuen:
 Dein, mein liebstes Glück auf diesem Runde
 War es stets, von euch geliebt zu seyn,
 Und nicht eine treue, warme Zähre,
 Die ihr einst noch meinem Stauben zollt,
 Gäb' ich hin um aller Helden Ehre,
 Gäb' ich hin um aller Berge Gold!

Ach! daß Jahre doch so schnell verlaufen!
 Daß man doch der Zärtlichkeit Genuss
 Vom Geschick mit so viel Furcht erkaufen,
 So viel Gram oft nachbezahlen muß!
 Mögt' er doch vergehen, all der Flitter,
 Der so reizend um die Sinne spielt!
 Machte dies den Todeskelch so bitter
 Für den Geist, der sich unsterblich fühlt?

* 4

Nein!

Dein! die Trennung von den Theuren, welche
Seligkeiten hier ihm selbst gewährt —
Dies, dies ist der Vermuth in den Kelche,
Den der Bleibende zur Hölle leert!

Mondenlang hat schon mein Herz getrauert,
Seit ich jene *) Freundinn eingebüßt,
Die so ewig, als mein Daseyn dauert,
Diesem Herzen unvergesslich ist!
O die Liebenswerthe! o die Gute!
Die auf einmal es so ganz gewann;
Schon in jener heiligen Minute,
Da die Freundschaft unter uns begann;
Deren Antliz nie mit einer Falte,
Als des gütgen Lächelns, mich empfing;
Deren Blut bey meiner Freude wallte;
Deren Ohr an meinen Klagen hing;

Des

*) Die so allgemein beliebte und bedauerte sel.
Hofdathinn Bouchholz zu Schwerin.

Deren Mitleid, trößtend durch des Tores
 Und der Mienen Wehmuth, manches Weh,
 Das mich quälte, wie der Saft des Mohnes
 Einer Wunde Schmerz, besänftigte;
 Die auch mich, mit innigem Vertrauen,
 Ihre Lust, ihr Leid empfinden hieß;
 Mir auch niemals ihre Kunst erlauen,
 Noch mich jemals Laune dulden ließ;
 Die mir tausend frohe Stunden schenkte:
 Denn ihr Umgang war der Neige voll;
 Und selbst dann, wann mich ein Leiden kränkte,
 War mir doch an ihrer Seite wohl!

O du, meine Freundinn, meine Schwester!
 (Denn du liebstest mich ja schwesterlich,
 Und auch Blutsverwandtschaft hätte fester,
 Inniger mich nie geknüpft an dich!)
 Bruder-Tränen sind's, die ich dir weine!
 Als dein Geist dem Staube sich entrang,
 Da gerbrach der ird'schen Ketten eine,

Die so fest den meinigen umschlang.
 Ueberall steht's meinem innern Blicke
 Freundlich da, dein angenehmes Bild!
 Füllt die überall empfundne Lücke:
 Doch, sie bleibt mir ewig ungefüllt!
 Dort, wo ich so gern im Stillen weile,
 Wo ich oft, seit deinem Tode, sass,
 Und des Eitlen Trug, des Lebens Eile,
 Und der Zukunft hohen Zweck ermaß;
 In den einst mit dir besuchten Haynen —
 O sie sind mir traurig - angenehm! —
 Ist mir oft, als säh ich dich erscheinen,
 Säße dir zur Seite, wie vordem,
 Und als fastest du mit sanfter Rechte
 Bey der Schulter, bey der Hand mich an;
 Wie du soust, daß ich mich freuen mögte,
 Liebreich mich ermunternd, oft gethan.
 Wenn mit ihren tausend Lieblichkeiten
 Gottes Schöpfung mein Gemüth erquickt:
 So gedenk ich der verschwundnen Seiten,

Da

Da ich sie mit dir zugleich erblickt;
 Und, so oft ich von geliebten Höhen
 Nach den Dörfern, die uns Lust verliehn,
 Ringsumher gerührt mich umgesehen,
 Sucht zuletzt mein trüber Blick auch ihu!
 Jenen Tempel, deine Ruhesäitte,
 Und der Schwermuth heiligstes Revier,
 Wo so manchmal ich dein Grab betrete,
 Und bekomm'ne seufze: Hier! — ach hier!

Wenn die Nacht mit ihrer schwarzen Hülle
 Den entschlafnen Erdkreis nun bedeckt;
 Wenn sich Stille, wie des Grabes Stille,
 Über dieses weite Grab erstreckt,
 Und ich mich umsonst nach Ruhe sehne:
 O so stellt sich, traurig, wie sie war,
 Oft noch jede tiefbewahrte Scene
 Deines Abschieds meiner Seele dark
 Ach, ich sah bey deinem Lager, sahe,
 Wie der Tod so weite Schritte nahm,

Uad

Und bald desnem kostbarn Leben nahe,
 Und noch näher und ganz nahe kam.
 Kürzer ward dein Odem, zu gerinnen
 Ging dein Blut an, kalt bethaut verblich
 Stirn' und Wange, mit erstorbnen Sinnen
 Lagst du Theure — da verließ ich dich! —
 Doch, noch eh ich dich verließ, entglühte
 Meine Brust, und, vor Betrübniß frank,
 Sag' ich dir für alle deine Güte
 Meinen letzten — unvernommnen Dank.
 Ach ich sah ein trauriges Gewirre
 Drauf um deinen Leichnam her entstehn;
 Sah des mütterlichen Grames Dürre
 Lehzend, nur um eine Zähre, siehn;
 Sah, wie sehr der edle Greis, dein Gatte,
 Für sich selbst und seine Waysen litt,
 Welchen Schmerz er zu bestreiten hatte,
 Wie er, ungern tapfer, ihn bestritt;
 Sah, wie deine Schwestern, die Getreue!
 (Denn sie war's! Sey dies ihr Ruhm, ihr Stolz!)

Bald

Bald nur Seufzer hatte, bald aufs neue
 Glücklicher in Thränen nur zerschmolz;
 Fühlte deiner ältern Kinder Klagen,
 Die sich ißt auf ihrer Jugend Bahn
 Allzurüh beraubt, mit bängem Zagen,
 Deiner Leitung, deiner Obhut sahn;
 Da die Kleinsten in der Unschuld spielten,
 Und nur sahn, daß ihre Mutter schließt,
 Aber nicht verstanden und nicht fühlten,
 Wie so tief! wie unermecklich tief!

Gott! Als sie nun schlug, die finst're Stunde,
 Der Verwesung in den kalten Schoos
 Dein Gebein zu senken; nun die Wunde
 Jedes Herzens stärker sich ergoss;
 Als mit trostlos flagender Geberde,
 Nie zuvor mit gleichem Weh bekannt,
 Jetzt hie liebe, mutterlose Heerde,
 Wie betäubt, vor deinem Sarge stand,
 Und die Güte, die bisher sie führte,

Ihr

Ihr gehabtes, ihr verlorne Glück,
 Sie heym letzten Anschaun zehnfach rührte;
 Als man, was bis diesen Augenblick,
 Noch des theuern Restes zu genießen,
 Unsre karge Zärtlichkeit verschob, —
 Als man, ihn auf ewig zu verschliessen,
 Jetzt den furchterlichen Deckel hob,
 Und nun strömend Aller Thränen flossen —
 Gott! da hätte dein gebengter Freund,
 Dich zu wecken, gern sein Blut vergossen,
 Und vor Freuden in sein Blut geweint!
 Hätte dich den Deinigen ertheilet,
 Es gefehn, wie sie sich dir genahlt!
 Und mein Geist wär froh emporgeeilet
 Auf den Schwingen einer großen That! — —

Und so musste schon in Todes-Schatten
 Dein so heitner Mittag übergehn?
 Fruchtlos seyn der Mutter und des Gatten
 Und der Schwester und der Kinder Glehn?

Und

Und der Freunde, deren Herzen brannten?
 Und das Mitflehn einer ganzen Stadt?
 Denn wo war von allen, die dich kannten,
 Einer, der nicht um dein Leben bat?
 Und doch hätte billig, dir zum Lohn
 Deiner Tugend — wähnen wir gerührt —
 Einst dich noch des Alters Silber - Krone,
 Wie zuvor der Schönheit Kranz, geziert;
 Und du hättest von den werthen Sprossen,
 Deren Blüthen du so wohl gesiegelt,
 Auch der edlen Früchte noch genossen,
 Welche künftig deren jede trägt.
 Doch, nicht deu geringern Lohn, den größten
 Hat bereits dein Gott dir zuerkannt,
 Und indeß, um unsren Gram zu trösten,
 Uns die holde Hoffnung hergesandt.
 Hemmet, sprach sie, hemmt die bittern Zähren
 Um die Theure, die vor euch erblich:
 Denn nicht ewig wird die Trennung währen;
 Aber Gottes Huld währt ewiglich!

Er,

Er, die Liebe selbst, er kränket nimmer
Ohne weisen, väterlichen Grund;
Und er trennet zwar, doch nicht auf immer,
Einer frommen, treuen Liebe Bund.
Einst wird euer Daseyn sich verjüngen!
Dann, dann werdet ihr sie wiedersehn,
Die Unsterbliche verklärt umringen,
Und der Vorsicht gnäd'gen Rath verstehn!
Dann, dann schaut ihr mit unnennbaren Freuden
Noch zurück auf das verlaßne Grab,
Und preist den Allgüt'gen, daß es Leiden,
Dß es Tod und herbe Trennung gab!

Einlei



Einleitung.

Moritz und Wilhelm, beyde nicht edel von Geburt, aber edel von Seele, waren die innigsten Freunde von ihrer als lenden Kindheit an. Sie hatten stets gemeinschaftlich gespielt und gelernt, zu gleicher Zeit die nemliche hohe Schule besucht und wieder verlassen, und so einige zwanzig Jahre lang in einer fast ununterbrochenen Verbindung mit einander gelebt. Einige Verschiedenheit gab es zwar in ihrer Gemüthsart; doch mehr nicht, als um durch einen sanften Contrast sich einander desto interessanter zu werden. Moritz hatte etwas ernst-

haftes,

haftes, stetiges, sanftes in seinem Wesen; und sein Lieblingsstudium war die Philosophie. Diese trieb Wilhelm, der an der Naturgeschichte vorzüglich Geschmack fand, nur ziemlich beyher; gleichwohl mochte er mit seinem Freunde gerne über allerley Gegenstände disputiren; doch, ihm zum Ruhme sey es gesagt, ohne Hestigkeit und ohne Rechthaberey. Auch deswegen liebte ihn Moritz; weil er so im Umgange mit ihm, häufig Gelegenheit fand, seine Ideen mitzutheilen, und sie schon dadurch, noch mehr aber durch Hebung der aufgeworfnen Zweifel von allen Seiten besser zu entwickeln. Wilhelm war übrigens, wie sein Freund, gutmütig, offenherzig, theilnehmend; aber zugleich auch, was dieser nicht war, etwas leichtsinnig und von lustiger Laune, oft sogar bis zu einiger Ausschweifung. Traf es sich dann, wie es sich doch, zum Glücke für ihn, nur selten traf, daß ein etwas wic:h:

wichtiger Unfall ihn in dieser Laune störte: so founte er vor Ungeduld oder Schmerz leicht außer sich gerathen. Seine Leidenschaft war dann eine ausflodernde Flamme, die zwar bald genug wieder erlosch; aber doch in dem Augenblicke des Ausfloderns gefährliche Wirkungen drohte. Auch besaß Wilhelm eine Wissbegierde, die nicht grösser seyn konnte, und von Jugend auf hegte er den lebhaftesten Wunsch, wo möglich, ein zweyter Tavernier zu werden. Einigermassen war ihm sein Wunsch gewährt worden. Denn seit fünf Jahren hatte er, als Begleiter eines vornehmen jungen Herrn, die Wollust genossen, eine langsame Reise durch die meistten Länder von Europa zu machen. Jetzt war sie geendigt, und er kehrte mit einer guten Pension und mit einem Reichthumme von nützlichen Kenntnissen in sein Vaterland und in die zärtlichen Arme seines besten Freundes zurück. Nie hatte er mehr

A 2

Ursas

Ursache gehabt, froher Seele zu seyn, und nie war er es mehr gewesen. Aber auch nie hatte er bisher ein so herbes Leiden erfahren, als welches eben jetzt seine ganze herzliche Freude verderben sollte. Seine einzige Schwester, und, außer einem betagten Oheim, das einzige Geschöpf, welches ihm von Bluts wegen verwandt war — denn seine Eltern hatte er nicht mehr kennen gelernt — Diese Schwester, die er mit einer ungetheilten und daher äußerst feurigen Zärtlichkeit liebte, war gestorben, und nur wenige Stunden vor seiner Ankunft erhielt Moritz die traurige Nachricht in einem Schreiben des Oheims, bey dem sie auf dem Lande gelebt hatte. Moritz, der seinen Freund kannte, der es ohnehin wußte, daß dieser bald nach seiner Zurückkunft den Oheim und die theure Schwester besuchen wollte, war in nicht geringer Verlegenheit. Er fand es nicht ratsam, ihm sogleich und ohne

ohne weitere Vorbereitung fünd zu machen,
was er ihm doch auch nicht lange verbergen
durfte. Er entwarf sich indessen einen Plan.
Erst könnte er ihm einen vollen Tag zur Er-
holung von seiner ermüdenden Reise und
zum Genüsse des Vergnügens, welches er,
nach einer so langen Abwesenheit, in seinem
Geburtsorte und in dem Cirkel seiner alten
Bekannten nothwendiger Weise empfunden
haben müßte; wäre er auch von Natur we-
niger zur Freude gestimmt gewesen. Nur
so viel ließ er sich vor der Hand gegen Wil-
helm merken, daß seine Schwester sehr
kränklich wäre; gab ihm nachher auch eini-
ge ältere Briefe des Oheims zu lesen, die
schon etwas mißlich lauteten. Doch darauf
achtete der leichtmütige Jüngling eben nicht
sehr; der süße Taumel seines Herzens gab
es nicht zu, und von Gefahr ließ er sich
noch nichts träumen. Moritz überließ sich
indessen sichtbar genug einer Schwermuth,

wozu er außerdem noch einen Grund hatte, der ihn selbst zunächst anging. Diesen sollte sein Wilhelm vorläufig erfahren, und das durch erst gebeugt werden, damit er sanfter zu Boden geworfen würde. Auch wollte er, ehe dies noch geschähe, ihm, so zu reden, einen Pfahl unterlegen; indem er sein Gemüth nicht blos mit Schwermuth, sondern auch mit tröstlicher Hoffnung erfüllte. In dieser Absicht führte er seinen Freund, dem jetzt nachgerade Morizens Trübsinn auffallend ward, den dritten Tag nach seiner Ankunft nach einem abgelegnen, zu der zwiesachen Entdeckung gleichsam eingeweihtem Orte, und — nun lese man weiter!

Wir

Wir werden uns wiedersehen.

Moritz. Wilhelm.

Mos. Hier, mein Wilhelm! Hier wollen
ritz. wir ausruhn! Und hier noch
mals willkommen in deiner Heynach! (Er
umarmt ihn) Nun setze dich hieher. Du siehst,
die Natur hat diesen Sitz gerade für zwey,
die sich lieben, mit ihrem weichsten Moose
bevestert; und ich habe lange genug einsam
darauf gesessen. Denn während deiner Ab-
wesenheit — (seufzend) O es waren mir
fünf lange Jahre, Wilhelm!

Wilhelm. Glaube nur, liebster Mos-
ritz, du hast mir auch immer gefehlt. Ich
habe des Vergnügens nicht wenig gehabt,
es ist wahr! aber, mein Herz war zu sehr
an dich gewöhnt; es schmachtete nicht sela-
ten, wenn meine Neugierde schwelgte, und

etwas,

etwas, wie Heimweh, mischte sich in alle meine Ergötzungen. Sonst würde ich in der That vollkommen glücklich gewesen seyn; und das soll nun einmal kein Sterblicher. Indessen war es immer mein Trost, daß ich doch am Ende alle gesammelten Kenntnisse dir mitzutheilen, alles genossene Vergnügen mit dir noch einmal zu genießen hoffte. — Sie nun! Obs denn fünf Jahre oder soviel Tage waren! Sie sind vorbey! Und schon die Wonne des Wiedersehens — nicht wahr, liebster Moritz? — schon die ist Vergeltung genug für den Schmerz einer so langen Trennung!

Mor. (nachdrücklich) Die Wonne des Wiedersehens! Ja, ja!

Willh. So lasst uns ihrer denn auch recht genießen. Es war ein guter Einfall von dir, daß wir so allen Störungen ausgewichen sind, um ruhig mit einander von Dingen reden zu können, die uns beide am meisten interessiren. Der Ort ist hier ungemein schicklich dazu.

Mor. Der schicklichste unser allen! und der heutige Tag ist es auch!

Willh.

Wilh. Er könnte nicht milder und angenehmer seyn! Mich wundert nur, daß hier zu Lande schon alles so voller Laub und Blüthen ist. (Lachend.) Wenn ich ein grosser Herr wäre, so würden die hiesigen Dichter die schönste Gelegenheit haben, mir ein Compliment zu machen. Die Natur, könnten sie sagen, sei zu meinem Empfange so geeilt. Dichterisch genug wäre der Einfall, aus der Natur eine Hesdame zu machen. Doch würden sie freylich auch nicht die ersten seyn, die ihn hätten. Aber, wie bin ich denn recht daran? Sind wir wirklich noch im April? oder haben wir schon den ersten May? Ich glaube fast.

Mor. Den ersten May! ganz recht! Wir wollen ihn mit einander feyern, mein Lieber, wie man heilige Tage feiert. Er ist es werth, und der Tag meiner Geburt wird mir künftig nicht heiliger seyn, als dieser!

Wilh. Nein wirklich? Meiner Heimkunst wegen?

Mor. (In Gedanken) Freylich!

Wilh. Wie glücklich bin ich, einen solchen Freund zu haben. — Aber, ich bitte

A 5 dich!

dich! Was soll diese empfindsame Miene?
dieser hinstarrende Blick?

Mor. (Noch so) Allerdings!

Wilh. Allerdings? Grillenfänger, du
träumst! Ueberhaupt ist etwas in deinem
Wesen, das mich befremdet; ein gewisser
Ließtum, von dem ich nicht weiß, ob er
Weisheit oder Thorheit bedeute. Du siehst
leibhaftig aus, wie ein armer Coridon, dem
seine Galathée untreu geworden. Hörst du
nicht?

Mor. Verzeihe mir, Wilhelm, ich has-
te nicht Ucht gegeben.

Wilh. Und woran denn gedacht?

Mor. Soll ich dir's sagen? An Tod
und Grab!

Wilh. Da haben wir's! Wie kommt
denn aber der Gedanke an Tod und Grab
hieher? das möcht' ich wissen.

Mor. O, der ist allenthalben in der
Nähe. Selbst mein gegenwärtiges Glück,
dich wieder zu haben, erinnert mich an uns-
re langwierige Trennung, und diese — an
die noch weit längre, und doch unvermeid-
liche!

Wilh.

Wilh. An sich nicht übel! Nur heute, bericht mir, sollten unsre Ideen eine angenehmere Wendung nehmen. Ich wenigstens bin zu Klagen und Nachgedanken gar nicht bestimmt; die schicken sich zu meiner jetzigen Laune, wie Wasser zum Feuer. Sie gehörten ohnedies mehr in düst're Zimmer, als in eine so reizvolle, so lachende Gegend.

Moritz. Eben diese Gegend, mein Freund —

Wilh. In Wahrheit! sie ist vortrefflich. Welch ein prächtiger See, mit alle dem schwimmenden und schwebenden Gefügel! Wie herrlich an dieser Seite des Ufers die lang hingedeckte Stadt! Und an jener Seite — welch ein bezauberndes Gemisch von Höhen und Tiefen, von Dörfern und Waldungen! Mir ist, als hätt' ich in meinem Leben keine schönere Aussicht gehabt, und ich begreife kaum, wie man bey einem solchen Anblicke melancholische Gedanken hegen könne; und noch dazu an der Seite eines vergnügten Freundes.

Mor.

Mor. Aber im Ernst, Wilhelm; findest du noch so vielen Geschmack an den Neigen dieser Landschaft?

Wilh. Ob ich noch finde? Warum noch? Zweifelst du denn daran?

Mor. Du warst von jeher ein so großer Liebhaber des Romantischen, und du hast deine Blicke nun schon so lange an den Herrlichkeiten jener Gegenden gewendet; bist so oft in jenen Paradiesen umher gewandelt, wo die Natur auch die reichste Einbildungskraft der Dichter an Ueppigkeit übertreffen soll. Deswegen war mir zuweilen bange, du möchtest durch dergleichen Scenen zu sehr verwöhnt, ihre Manier in deinem Vaterlande zu alltäglich, zu prosatisch finden. Mir desto lieber, wenn ich unrecht hatte.

Wilh. Du hattest auch wahrlich unrecht! Es würde nun freglich die Landschaft nicht verschlimmern, wenn sich auf jene Unhöhen noch der Gipfel des Gotthards, oder sonst ein überflüssiger Felsen der Schweiß hinzubüren ließe. Das Uebrige würde sich dann um so viel schöner ausnehmen. Aber auch

auch so dunkt mich dieses Land das schönste unter der Sonne.

Mor. Weil es dein Vaterland ist.

Wilh. Eben deswegen. Hier empfing ich mein Daseyn; dies sind die Gegensände, die mich zuerst mit mir selbst und mit der Welt bekannt machten; hier genoß ich so viel sanfte, unschuldige, unverkümmerete Freuden, die ersten meines Lebens; und, was noch das wichtigste ist, hier befinden sich meine ältesten, besten Freunde, mit denen ich mich aus den Kinderjahren heraus spielte.

Mor. Kostbare Erinnerungen! und desto kostbarer, je größer der Unterschied zwischen jetzt und vormals! Dir also ergeht es keine Wehmuth, wenn du an deine harmlose Kindheit zurück denkst?

Wilh. Weswegen denn auch?

Mor. Freylich wohl! Es ist noch besser, ein glücklicher Jüngling zu seyn, als ein froher Knabe. Hätten aber drückende Sorgen dich deines frohen Muthes beraubt; wäre der jetzige Zustand deines Gemüths das gerade Widerspiel von dem, womit du, als

als Knabe, auf jener Wiese den Ball schlüsselst, oder in dem Gehölze dort den Soldaten machtest: ich wette, der Anblick dieses Gehölzes und jener Wiese würde dich manchen Seufzer, zuweilen auch wohl eine Thräne kosten.

Wilh. Ja dann! Dann wäre es sehr natürlich.

Mor. Nun, so verzeihe mir, und wunders dich nicht, daß ich an deiner Seite Schwermuth pflege. Alles, alles erinnert mich heute an den Verlust einer Glückseligkeit, die so groß, so unendlich reichhaltiger war, als die Glückseligkeit eines Kindes! Dieser Hügel — O Wilhelm! Ich habe dich nicht umsonst hieher geführt. Hier gesproßt ich einst der seligsten Stunde meines Lebens, und noch hat jeder Grashalm auf diesem Boden, jedes Blatt auf diesen Bäumen für mich etwas Heiliges.

Wilh. Wie? Moritz!

Mor. Auch kann ich dich heute noch zu einem andern Hügel führen, wo ich die bittersten, und doch auch die süßesten Thränen, seit meinem Daseyn geweint habe, und der,

der, so oft ich ihn sehe, noch allemal stärker auf mich wirkt, als selbst die erhabenste Scene der Natur vermöchte.

Wilh. Nun?

Mor. Es ist ein kleiner, armseliger Hügel, nur mit Wermuth und gemeinem Grase bewachsen.

Wilh. Nun denn?

Mor. Ein Grabhügel?

Wilh. Und darunter?

Mor. Das größte Kleinod meines Lebens, meine Geliebte!

Wilh. Deine Geliebte? Und wer — ich scheue mich, darnach zu fragen — wer war sie denn?

Mor. Deine Freundin, Wilhelm; eben die Grazie, deren Harfenspiel und Stimme dich so oft bezaubert haben.

Wilh. Gott, was sagst du? Karoline Dallmuth?

Mor. War sie nicht eine Grazie?
War sie nicht?

Wilh. Wie? Karoline Dallmuth?

Mor. Hat auch einst auf Erden geslebt!

Wilh.

Wilh. Und lebt nicht mehr? Nein,
Moritz, sage mir recht.

Mor. Meynst du, ich würde so scherzen?

Wilh. So hast du gestern gescherzt. Auf
meine Nachfrage gabst du ja vor, sie wäre
bey meiner Schwester. Wie reimt ich das?

Mor. Ach! — Es war so eigentlich
nicht gemeint, Wilhelm.

Wilh. Karoline Dallmuth! die schöne,
holdselige Kreatur! Meine liebste Freundein!
— Gott, Welch eine Nachricht! Ich
kann dir nicht sagen, wie sehr sie mich
schmerzt. — Ich denke mir und dem lieben
Mädchen eine rechte Freude zu machen;
bringe ihr da eine ausgerlesne Sammlung
welscher Musicalien mit, und stelle es mir
schon recht lebhaft vor, wie sie uns vorspielen
und vorsingen wird — und sie ist todt!
Aber, um des Himmels willen! was hat
sie denn so dahin gerafft? Sie war ja so
gesund! Sie blühte ja, wie eine Rose!

Mor. Und war auch so zart, wie eine
Rose! Efkaltung nach einem Tanze war die
uns

unglückliche Ursache! Drey Monate hins durch sah ich sie allmählich hinwelken, und endlich — —.

Wilh. Vermaledeutes Tanzen! Das hat schon so manche blühende Jugend vernichtet! — Warum tanzte sie auch!

Mor. Es war Ball, lieber Wilhelm. Sie konnte nicht gut umhin, und — sie tanzte so herrlich!

Wilh. Ach, was hilft es, wenn man sich noch so herrlich ins Grab tanzt! Sie hätte doch vorsichtiger seyn sollen. Sie wird sicher der Sache zu viel gethan, und dann kalt darauf getrunken haben.

Mor. Beydes nicht! Ein schneidender Zugwind holte sie plötzlich durch. — Es war nicht ihre Schuld! Es war Verhängniß!

Wilh. Ein sehr trauriges! — Und das hast du mir bis diesen Augenblick verheilt?

Mor. Um es dir hier zu sagen. Hier, wo ich ehmals das erste Geständniß der Liebe von ihr eingetauscht, den ersten Kuß auf ihre Lippen gedrückt habe; und wo seitdem das theuere Mädchen so oft neben mir gesessen,

sessen, — auf eben der Stelle, Wilhelm,
die du einnimmst.

(Wilhelm steht auf, betrachtet die Stelle ein
ige Augenblicke, und weint)
Siehst du, auf diesen geweihten Boden
wollt ich am liebsten deine Thränen um sie
hinabträufeln sehen, in dieser Einsamkeit
deiner theilnehmenden Betrübniss ungestört
geniessen. — Und dann! Es ist heute ge-
rade ein Jahr, daß sie starb! der erste May
war ihr Todestag!

Wilh. So früh! So früh mußte sie ih-
rer beweinten Rosalie ins Grab folgen? —
D es tönt mir noch in den Ohren, das
Ruhe sanft, das Gute Nachte, welches
sie ihr so oft, so wohlmüthig nachsang! Ich ses-
he sie noch vor mir sitzen, in dem aschgraus-
en Kleide mit rothen Schleisen! Ja wahr-
haftig, Moritz; du hast Recht! Sie war
eine Grazie! Ewig Jammer um eine Schön-
heit und Tugend, wie die ihrige.

Mor. Guter Wilhelm! Schönheit ist
kaum eines Seufzers werth, und ihre Tug-
end? — ihre Tugend starb nicht!

Wilh. Für uns doch gewissermaßen.
Mor.

Mor. Beym Himmel nein! Für mich nicht!

Wilh. Geh's aber bey alledem nicht wunderlich zu in der Welt? So mancher Schurke wird ein Greis! so manches alberne Weib prangt mit grauen Haaren! Und eine so edle Seele —

Mor. Gesiel Gott wohl! Darum eilte er mit ihr aus diesem Leben.

Wilh. Ach verzeihe mir Gott! Die Menschheit verliert nur allzuviel an solchen Seelen. Je vorzischer sie sind; desto länger sollten sie billig unter uns, als Muster, glänzen. — Armer Freund! Was hat dir nun die kurze Verbindung mit ihr geholfen? Nichts? Je glücklicher du warst, desto unglücklicher bist du nun.

Mor. Du betrügst dich, wenn du das meynst. Meine Schwermuth, wenn sie ja den Namen verdient, ist nicht von jener britischen Art; sie verträgt sich mit jeder süssen Freude und ist selber Wollast. Zwar im Anfange fühlte ich meinen Verlust aufs bitterste. Allein, ich erwog, und ward beruhigt. Jetzt bin ich mit meinem Schöpfer

zufrieden, und, seitdem die Wunde nur ein wenig ausgeblutet, ist mir diese Zufriedenheit keine lästige Pflicht mehr. — Was mir die kurze Verbindung mit ihr geholfen, fragst du? Sehr viel! Ich fühle es, Freund, ich bin edler geworden durch unsre Liebe. Ihr Tod selbst hat einen so mächtigen, so wohlthätigen Einfluß auf meinen Charakter gehabt, als vielleicht ihr längerer Umgang nicht gehabt haben würde. Kurz, ich habe an Tugend gewonnen, was ich an vergänglicher Wonne verloren habe; und dieser Gewinn ist mir doch am Ende unendlich mehr werth, als alle die süßen Zärtlichkeiten, womit sie mich ein langes Leben hindurch hätte berauschen können. Und ich sollte gegen die Vorsehung murren; die vielleicht — nein, nicht vielleicht — die ganz gewiß nach einem höchstgnädigen Plane mit uns beiden gehandelt hat? — O meine verklärte Freundinn, (indem er seinen Demant-Ring betrachtet) dann würde ich deines kostbaren Vermächtnisses unwert seyn.

Wilh. Der Ring da? O las mich ihn darauf ansehen.

Mor.

Mor. Er ist von ihr, und alle Gruben
bender Indien würden mir ihn nicht bezahs-
len. Gleichwohl ist er nur Zugabe, nur
Siegel des wahren Vermächtnisses, welches
ich hier aufbewahre. Ihre letzten Worte
meyn' ich, ihren Abschied von mir. Schon
damals, als sich ihre schleichende Krankheit
äußerlich noch kaum verrieth, und sie sich
gleichwohl einer geheimden Ahndung, mir
entrissen zu werden, nicht mehr erwehren
konnte, nahm sie oft Gelegenheit, mich um
meine Meynung vom Zustande des künftig-
en Lebens zu befragen, und ob man, sich
dort wiedersehen, ob dort das zärtliche
Band, welches der Tod zerrissen, wieder
gefknüpft werden möchte. Die gütige Seele!
Ihre Absicht war, mir davon eine recht
lebhafte Ueberzeugung, und so zum voraus
eine Quelle des Trostes zu verschaffen. Es
gelang ihr. Mit welcher Begeisterung blick-
te ich in die Zukunft, bevor ich die drohens-
de Gefahr entdeckte. Aber dann ward mein
gramvolles Herz oft misstrauisch gegen die
Einsichten meines Verstandes; oder viels-
mehr, es hatte selten Ruhe genug, um auf
jene zu achten. Desto geschäftiger war Kas-

B 3

rolis

eline, mich zu beruhigen. Du weißt, sie besaß einen so festen Charakter, als man ihn bey einer so zarten Bildung nicht hätte vermuthen sollen. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode, als ich in stummer Betäubung, und mit dem starren Blicke der Verzweiflung vor ihrem Bette da saß, fasste sie mich zärtlich bei der Hand, und bat mich, nicht allzutraurig zu seyn. Unsre Liebe, sprach sie, war nicht vergeblich! Wie könnten das unser allgütiger Schöpfer wollen? Mein, nein, lieber Moritz, wir sehen uns wieder, und vielleicht bin ich der erste selige Geist, der dich künftig umarmen wird. Drauf gab sie mir diesen Ring, und bat mich, so oft ich hieher ginge, ihn allemal am Finger zu haben, und mich dann unsrer Liebe und unsrer gemeinschaftlichen Hoffnung zu erinnern. — O liebster Wilhelm! Deineinst! Wir werden dereinst uns wiedersehen! wieder mit einander glücklich seyn! Eine trostvolle Wahrheit!

Wilh. Zum wenigsten ein sehr natürlicher Wunsch! Wir hegen ihn alle.

Mor.

Mor. Schon Gründes genug, denke ich, ihn nicht für vergeblich zu halten. Meinst du nicht auch?

Wilh. En nun! Ich hoffe mit dir. Man hofft ja so gerne, was man wünscht.

Mor. Und so oft vergebens!

Wilh. Leyder nur zu oft!

Mor. Also auch hier vielleicht! Nicht wahr? — Du sprichst da aus einem Tone, als trauest du deinem Wunsche nicht; als hättest du Zweifel, ob ihn Gott erhören werde.

Wilh. Ich wußte 'even nicht. Und, wenn ich ihrer nun hätte: sollte ich sie dir entdecken? Es würde ja grausam seyn, wenn ich dir einen so kostbaren Trost verscherben, dir gleichsam das Pfaster von der Wunde reissen wollte.

Mor. Es klebt viel zu fest! der Versuch wäre nur umsonst!

Wilh. Wenn auch; schon der Versuch müßte dir wehe thun. Vielmehr gebe ich es gerne zu —

Mor. Nein, Wilhelm, keine Gefälligkeit! kein bloßes Zugeben! Ich gönnte dir

meine Ueberzeugung; um deiner eignen
Ruhe willen gönnte ich sie dir. (Seufzend)
Denn auch dir könnte ja über kurz oder lang
eine Wunde geschlagen werden, welche dies
ses heilsamen Pflasters bedürfte.

Wilh. So eben ward mir ja eine ges-
schlagen! Wenn ich aber auch dich noch,
auch meine Schwester noch bald verlieren
sollte — Nein! Das wolle Gott nicht! —
Ach! Ihr beyde seyd mir so ganz ans Herz
gewachsen! Und auch dort möchte ich so
gern euer Freund, euer Gesellschafter seyn,
der ich es hier war. Gib mir also, wenn
du kannst, die Gewissheit, daß ich es werde.
Es zu hoffen, ist etwas überaus angeneh-
mes; aber doch nur gehofft, gemuthmaßt;
und um Muthmaßungen ist es doch immer
nur ein misliches Ding.

Mor. Nicht immer! Was auf so sichern
Gründen beruhet, unsern zuverlässigsten
Begriffen von Gott und unsrer eignen Na-
tur so gemäß ist, als die Hoffnung des
Wiedersehens, — nenne es immerhin ge-
muthmaßt; für uns ist es Wahrheit.

Wilh. Viel gesagt!

Mor.

Mor. Desto besser, wenn nur mit Grunde gesagt. Denn, sollte das nicht Wahrheit für den Menschen seyn, was in dem System aller seiner übrigen Begriffe und Einsichten einen festern Zusammenhang, dessen Gegentheil aber eine Lücke in demselben hervorbringt! oder rechnest du etwa jene Hoffnung unter die abgeschmackten Märchen einer aberwitzigen Phantasie, mit welchen die Vernunft nichts zu schaffen hat?

Wilh. Nicht doch! Nur ist die Frage, ob hier die Vernunft entscheiden, ob sie Gewähr leisten könne. Dies, dachte ich, käme nur der Offenbarung zu; und, meines Wissens, gab die uns darüber keine Verheißung.

Mor. So ganz ausdrücklich wohl eben nicht. Inzwischen lehrt sie doch eine Auferstehung, ein Weltgericht; redet von Scharen der Gerechten, die um den Thron des Höchsten versammelt sind; gibt Gleichnisse, worin eine fortdauernde Bekanntschaft zum Grunde gelegt wird, u. s. w. Lauter Wünsche, die gar nicht zweydeutig —

B 5

Wilh.

Wilh. Aber doch für den Wunsch eines Liebenden viel zu unbestimmt, viel zu allgemein sind.

Mor. Immer schon hinreichend, denk ich, unsre Hoffnung zu rechtfertigen, zu bestätigen. Doch davon lieber ein andermal, wenn wir das heilige Buch zur Hand haben.

Wilh. Nun gut! Was sagt also die Vernunft dazu? Wie steht es um die innre, eigenthümliche Wahrscheinlichkeit jener Hoffnung? Nede, lieber Moritz! Wenn er hier zugegen ist, der Geist unsrer Karoline; o so wird er dir gerne zuhören.

Mor. Der Geist meiner Karoline! Ach Wilhelm! Wie war er doch so edel, so liebenswürdig! Mit welchen Kräften, welchen Vollkommenheiten begabt! Wie strebte er doch mit so raschem Erfolge immer vorwärts! Und dennoch! — Dennoch schien er im Tode zu vergehen!

Wilh. Dank sei es der Offenbarung! Der Schein kann uns nicht mehr täuschen.

Mor. Ja, wir sind ihr freylich den größten Dank schuldig, daß sie uns durch
ihr

Ihr Zeugniß so gänzlich beruhigt hat. Gesetz nun aber, sie hätte der Unsterblichkeit nie mit einer Sylbe gedacht; hätte der unmündigen Vernunft keinen andern Unterricht je ertheilt, außer den: Gott sey die Liebe; In allem, was er thue und anordne, sey lauter Weisheit und Güte, und Glückseligkeit seiner Geschöpfe der Zweck von allem. Was würde dann die Vernunft uns von diesem Gott erwarten heissen, ewigen Tod oder ewiges Leben?

Wilh. Unstreitig das letztere. Auch dann würde sie reden, wie sie durch den Mund ihres Moses geredet hat. Sein Phädon! Das dritte Gespräch insonderheit! — Wohl zehnmal habe ich es gelesen, und ich kann dir nicht sagen, mit welcher Wollust, welcher Ueberzeugung.

Mor. Aber mein Freund, das Herz glaubt ja so gerne, was es wünscht. War ihm zu Gefallen nicht etwa dein Verstand zu leichtgläubig?

Wilh. Hier gewiß nicht, die Wollust, die ich empfand, hatte ihren Weg zum Herz

gen durch den Verstand genommen. Sie entstand erst aus der Ueberzeugung.

Mor. Ich glaub es dir gerne. Die Vernunft kann auch den Gedanken der Vernichtung eben so wenig ertragen, als das Herz. Und mit dem Betruge, den ihr das Herz spielen könnte, hat es so leicht auch keine Gefahr. Es ist selber nur kleingläufig, wo es etwas so wichtiges gilt. Schon der trügliche Anschein, die Schrecknisse des Grabs, unsre Unbekanntschaft mit dem Wie einer künftigen Existenz können es irremachen. Die Vernunft hingegen spottet des allen, und, voll jener ewigen Grunds wahrheit, findet sie selbst in der Furcht vor dem Tode eine Verheissung der Unsterblichkeit.

Wilh. O gewiß! Selbst in der Furcht vor dem Tode!

Mor. Nun denn! Und in den Quallen der Trennung? Warum sollte uns denn hier der Schein täuschen? Warum sollte die Vernunft dieses Läbsal für die schmachtende Liebe, die Hoffnung des Wiesversehens, nicht aus eben der Quelle schöpfen

fen, aus welcher sie den Trost der Unsterblichkeit schöpft, und welches die Quelle unsers Daseyns und aller unsrer Glückseligkeit ist, — der Güte Gottes? Es hat das mit die gleiche Bewandniß, oder ich müßte mich durchaus betrügen.

Wilh. Die gleiche Bewandniß? Sollte es wohl?

Mor. Sollte es nicht?

Wilh. Läßt mich lieber noch ein wenig zweifeln, um nachher desto fester zu glauben. Was die Unsterblichkeit betrifft — ja, die steht mit allen übrigen Begriffen, die wir von dem Charakter unsers Urhebers haben, in einer nothwendigen Verbindung, gegen die sich nichts gesundes einwenden läßt. Glückseligkeit war der Zweck der Schöpfung, und kann nicht aufhören, es zu seyn. Ohne Daseyn aber ist keine Glückseligkeit möglich; mithin ist die Vernichtung unsrer Seele in klarem Widerspruche mit Gottes Güte, da doch unsre Fortdauer nie unmöglich werden kann. Unsterblichkeit ist uns also gewiß! Hingegen —

Mor.

Mor. Gut! Ist es denn Gott nur um die Menge der Glücklichen zu thun? nicht auch um das Maas ihres Glücks? Er will alle mögliche Geschöpfe, nicht auch alle mögliche Glückseligkeit dieser Geschöpfe?

Wilh. Das bedarf keiner Frage. Seine Güte ist unendlich!

Mor. Auch seine Weisheit? Keinen Trieb, keine Fähigkeit hat sie umsonst gemacht; sie, die kein überflüssiges Stäubchen schuf.

Wilh. Eine ausgemachte Wahrheit. Wenn es nur eben so erweislich ist, daß unsre künftige Glückseligkeit, um die vollkommenste zu seyn, unsern gegenwärtigen Begriffen von ihr entsprechen müsse. Wie? wenn es sich anders damit verhielte? Vielleicht — denn, bei aller Parthenlichkeit gegen mich selbst, darf ich doch eine solche Voraussetzung nicht ungeprüft gelten lassen — vielleicht ist jene Unabhängigkeit an gewisse Personen, vielleicht sind alle geselligen Triebe überhaupt nur zu den Zwecken dieses Lebens tauglich. Der Zustand einer vollendeten Seele ist vielleicht ein Zustand

der

der gänzlichen Absonderung, da ihr ganzes Wesen, so zu reden, nur in Gott lebt, und ihr Gott alles allein ist.

Mor. Ein sehr sonderbares Vielleicht!

Wilh. Immerhin! Es ist gedenkbar. Doch von selbst möchte ich schwerlich auf diese Idee gerathen seyn, die ich einem spanischen Einsiedler abborge.

Mor. Sie ist auch ganz im Geschmacke eines Einsiedlers. Aber, wie geriehest du daran?

Wilh. Als ich den Monserrat^{*)} besuchte, war ich neugierig genug, die höchste von den Einsiedelenen dieses berühmten Gebirges zu erklettern. Ich that es mit einer Gefahr, die ich erst droben recht innen ward, als ich auf einer unermesslichen schroffen Höhe da stand, von wannen die Rückkehr in die Unterwelt heynahme unmöglich schien. Wiewohl dieser Anblick benahm mir den Muth nicht. Allein, die totte Einsamkeit rings um mich her, worin, außer mir, kein lebendiges Wesen, auch nicht einmal ein Lüstchen, webte, diese vollkommen-

^{*)} S. Thicknesses Kreisen.

kommne Einsamkeit erregte mir ein Grausen, welches mir bald unerträglich fiel: und mein Einsiedler konnte nicht so erstaunt seyn, als ich froh war, da ich endlich seine Zelle, oder vielmehr seine Höhle fand. Unser Gespräch erräth sich von selbst. Es bestraf natürlicher Weise seine Person, seine vormaligen Schicksale, seine jetzige Lebensart; und von dem allen will ich dir ein andermal schon mehr erzählen. Was mich aber am meisten Wunder nahm, war die Heiterkeit seines Gesichts; indem mir sein Zustand, als der traurigste vorkam, worin sich ein menschliches Wesen befinden könnte: Dies war freylich nach meiner Empfindung geurtheilt.

Mor. Und sehr vernünftig, sehr wahrdeucht mir.

Wilh. Ich entdeckte ihm meine Gedanken freymüthig. Nein, guter Alter, sagte ich zu ihm, du bist unmöglich so zufrieden, wie du vorgibst. Du lebst ja in deiner Kluft, wie in einem ofnen Grabe, und hast niemand, mit dem du ein Wort wechseln, nicht einmal ein Thier, welches du streis

streicheln könntest. Gesteh nur, du bist oft in Versuchung, ein Gelübde zu bereuen, welches dir allen Umgang raubt. Denn wohl sehr selten wird so ein Waghals zu dir herauf klettern.

O mein Sohn, gab er lächelnd zur Antwort, du hast noch keinen Begriff von wahrer Glückseligkeit. Siehst du! Ich bin auch in dem Gewühle dort unten gewesen; habe sie auch geschmeckt, die Freuden des Lebens, selbst die, welche Freundlichkeit und Liebe gewähren; und gleichwohl danke ich Gott, daß ich sie alle dort unten gelassen habe. Nenne meinen Aufenthalt ein Grab, wenn du willst. Ich bin freylich der Welt abgestorben! aber dafür geniesse ich jetzt der Ruhe eines Seligen. Zwar der Entschluß, mich von allem zu scheiden, kostete mich anfangs einen Kampf, der wohl nicht jedermann's Sache ist, einen Todeskampf gewiss vermaschen; und wer weiß, ob ich gesiegt hätte, wenn nicht der Verlust eines geliebten Weibes, und die Untreue eines Mannes, der mein Freund war — Doch weg mit solchen Erinnerungen! Sie röhren mich weis-

ter nicht, seitdem ich über die Schwachheiten der Natur hinweg bin. —

Mor. O der Heilige!

Wilh. Genug, was ich verloren habe, ist, wie ich jetzt finde, etwas sehr gering-schätziges. —

Mor. Wie? Ein Weib, ein geliebtes Weib etwas sehr gering-schätziges? Das sagte er?

Wilh. Ja! Gottlob, fuhr er fort, daß ich frey bin. Ungestört vom Geräusche der Welt, ungereicht von irdischen Begierden, ungefesselt von Banden, welche der Tod doch zerreißen würde, sehe ich seit dreissig Jahren auf alles Eitle mit Verachtung hinauf, und lebe hier bloß meiner Seele und meinem Gotte. Mich ganz in sein An-schaun zu versenken, ihn mit andächtiger Inbrunst zu verehren, alles zu vergessen, um, ausser ihm, nichts zu kennen, noch zu lieben: diese Seligkeit ist nunmehr das einzige Bedürfniß meines Herzens, und der Wunsch, von dem Leibe befreyt zu werden, der einzige, den ich noch hege. So ungesähr sprach er, und —

Mor.

Mor. Und war also sehr froh, daß du nur giengst.

Wilh. So schien es doch eben nicht. Wenigstens gab er vor, mein Besuch habe ihn ergötzt, und, indem er mich zum Abschiede umarmte, fielen ihm sogar ein paar Thränen in den grauen Bart.

Mor. Bey diesen Thränen, Wilhelm! Er belog sein Herz! Es war noch nicht so ganz todt für seines Gleichen. Mag er in dessen in seiner Einsamkeit zufrieden und glücklich gewesen seyn, welches ich kaum glaube —

Wilh. O doch! Oder er müßte mit Mund und Stirne gelogen haben.

Mor. Mag er es denn! Allein, wenn er eben so glücklich, ja noch glücklicher zu seyn glaubte, als der thätige Menschenfreund unter seinen Brüdern ist: o, dann verstand er sich selbst nur schlecht auf wahre Glückseligkeit.

Wilh. So erhellt aber doch aus seinem Beispiel, daß unsre Seele sogar dann schon, wann sie noch von den Banden der Sinnlichkeit umgeben ist, durch Religion

E 2 allein

allein hinlänglich beglückt werden könne, um keines Umganges mit andern Geschöpfen zu bedürfen, oder, mit David zu reden, um nichts nach Himmel und Erde zu fragen. Und, wenn sie nun zerrissen sind, jene Bande; wenn die fromme Seele in ein geistiges Leben versetzt, in eine weit nähere Gemeinschaft mit ihrem Urheber getreten ist: sollte sie da nicht die vollkommenste Seligkeit schmecken können, auch ohne das Thun irgend eines endlichen Wesens? Könnten nicht mithin, der göttlichen Güte unbeschadet, ihre Verbindungen mit der gesammten übrigen Welt im Tode gänzlich aufhören? Es wäre doch möglich.

Mor. Eben so möglich, als ihre Vernichtung, ja, als die Vernichtung der ganzen Welt; aber auch eben so widersinnig. Lieber, denke dir, wenn du kannst, die ganze Schöpfung, wie ich mir, jener Idee zu Folge, den Aufenthalt der Seligen denken müste, als einen Monserrat, einen Sammelplatz von Einsiedeleyen. Jedes Geschöpf, unmittelbar durch den Wink des Schöpfers entstanden, und von allen sei-

nen

sein

der

der

tief

für

diese

einge

heil

fung?

Q

ben

ben

an

gute

Perse

Rath

um

W

soh,

St

nen Mitgeschöpfen ganz abgesondert, habe seinen Bezirk für sich allein. Da sauge denn der Mensch einsam an seinen Gedanken und der Bär an seinen Pfoten. — Wie wolltest du aber einen solchen Haufen von Kreaturen nennen? Eine Welt? — Wenn Gott diesen einzigen Erdball erschaffen, und den einzigen Adam darauf gesetzt hätte; könnte sie dann eine Welt heißen, diese Schöpfung?

Wilh. Nein! so wenig ein Blatt, worauf ein Wort, oder eine Zeile geschrieben sieht, ein Buch heißen kann.

Mor. Aber, wenn tausend Blätter zusammengeheftet, und sie alle von Wörtern gedrungen voll wären, nur stände bei jedem Worte ein Punctum, weil es mit seinen Nachbarn nichts zu schaffen hätte; wär's nun ein Buch?

Wilh. Der äußerlichen Form nach wohl, aber wahrlich nicht dem Inhalte nach.

Mor. Ein einzelnes Wort, oder tausend einzelne Wörter — das ist, in dieser Rücksicht, einerley. Wo das wesentliche eis-

nes Buches', Sinn und Zusammenhang gänzlich fehlt, da hat man eigentlich gar kein Buch, und, jedürftiger jenes vorhanden ist, ein desto schlechteres. — Eben so: eine Welt, worin nichts, oder doch nicht alles in Verbindung stünde, wäre gar keine Welt, oder doch eine höchst mangelhafte. Und kann sie das seyn? Müssen nicht in dem großen Werke, welches der ewige Geist zum Denkmal seiner Vollkommenheiten bestimmt hat, alle und jede Theile in der genauesten gegenseitigen Beziehung stehen? nicht insgesamt, ohne Ausnahme, zu einem herrlichen Ganzen vereinigt seyn? — Oder sollte er das Buch der Natur, nachdem er es einmal allen denkenden Wesen aufgeschlagen, vor irgend einer lehrbegierigen Versunkenst, nach den ersten flüchtigen Blicken, zumachen, um es ihr nie wieder zu öffnen? Ich könnte ihm eben so leicht die Vernichtung meiner Seele zutrauen. Noch mehr! Eine Seele, die aus der allgemeinen Versetzung der Dinge gerissen würde, wäre in der That so gut, wie vernichtet.

Wilh.

Wilh. In Unsehung der übrigen Wesen freylich wohl.

Mor. Nicht das allein! In ihrer eignen Natur müste sodann eine Veränderung vorgehen, die einer Vernichtung ähnlich wäre. Denn die groben Bande der Sinnlichkeit sind es wahrlich nicht allein, die uns an unsers Gleichen festknüpfen. Der gesellige Trieb ist unsrer Seele so wesentlich, als nur immer dem Magneten seine anziehende Kraft. Nimm ihm diese und der Magnet ist zerichtet. Nimm jener ihre Geselligkeit, und sie ist nicht mehr das nehmliche Wesen. Aber vielleicht um desto vollkommener? um desto glücklicher? Frage dein innerstes Gefühl.

Wilh. O das gab die Antwort lange zum voraus! Wenn nur dem Gefühle zu trauen ist.

Mor. So frage deine Vernunft! Sie wird es eben so sehr verneinen. Unsre Seele ist zu einem unaufhörlichen Wachsthum an Glück und Vollkommenheit bestimmt. Das glauben wir doch?

E 4

Wilh.

Willh. Es wäre Frevel, das nicht zu glauben.

Mor. Aber jede geistige Vollkommenheit hat, ihrer Natur nach, ein Thätigkeitssynd zum Grunde, und die vollkommenste Seele ist unstreitig auch die thätigste; wieswohl es umgekehrt von der thätigern nicht allemal, nicht in jedem Betrachte, gelten mag, daß sie auch die vollkommnere seyn. Kann also der unthätigste Zustand wohl jemals der vollkommenste, der glücklichste werden?

Willh. Das habe ich auch nicht behauptet.

Mor. Allerdings! Ein ganz isolirter Geist, meintest du, könne doch wohl im Besitz der höchsten Glückseligkeit seyn. Gleichwohl kann man sich kaum einen unthätigern Zustand gedenken, als den eines solchen Geistes. Denn Thätigkeit will doch irgend eine Veranlassung, irgend ein Ziel haben. Je zahlreicher daher die Gegebenstände, die einen Stoff zur Beschäftigung darbieten; je mehr der Verbindungen, je mannichfacher die Verhältnisse, in welchen man

man steht: desto mehr Möglichkeit, thätig zu seyn, ist auch vorhanden. Nun aber — von allen übrigen Wesen auf ewig geschieden; alles dessen beraubt, was von aussen her seinen Kräften eine Veranlassung, eine Richtung gäbe; ganz in sich selbst eingekerkert — wo fände da jener nunmehr Gegensände, auch nur seine innre Wirksamkeit hinlänglich und unaufhörlich zu beschäftigen? Etwas in sich selbst? Ach! der armselige Vorwath von größtentheis dunkeln, unrichtigen, verstümmelten Begriffen, die er hier ehmals aufgesammelt hätte, würde gar bald erschöpft seyn, und dann? —

Wilh.. Aber die Gottheit, lieber Moritz! Wäre die Gottheit ihm nicht Gegengrundes genug?

Mor.. Die Gottheit, lieber Wilhelm? Er selbst würde sich ewig unbekannt geblieben seyn, hätte ihm nicht die Schöpfung einen Spiegel vorgehalten. Und die Gottheit sollte er aus sich selbst erkennen? in feliger Erkenntniß und Liebe derselben, ohne länger zu lernen, dennoch immerdar

fortwachsen? Um aber zu lernen, bedarf es einer fortgesetzten Bekanntschaft mit ihren Werken, eines anhaltenden Studiums ihrer weisen Regierung, einer mitspielenden Rolle auf dem Schauplatz aller Wesen: oder auch — eines ewigen Wunders, einer Offenbarung von Angesicht zu Angesicht! Darauf läuft denn auch freylich die ganze Mevnung hinaus. — Doch, wenn auch ein Unterricht von der Art nicht so ganz unstatthaft wäre, als er doch ist — was sollte bey alledem die einsame Seele mit der ihr angebornen Thatkraft beginnen? Was sollte sie wirken? und in wem? In Gott, dem unveränderlichen Wesen, kann nichts verändert, nichts veranlaßt, folglich auch nichts gewirkt werden. Sie könnte mithin nur denken, nur empfinden; aber nicht handeln, nicht einen Gedanken, eine Empfindung außer sich fortpflanzen, und dadurch Urheberin einer fremden Vollkommenheit werden. Hätte sie da nicht offenbar an ihrer eignen eingebüßt? Würde sie nicht selbst weit edler und glücklicher seyn, wenn sich der völle Strom ihrer Thätigkeit, so zu reden,

in

in den wassenden Ocean der allgemeinen Wohlfahrt ergösse; anstatt sich in uns fruchtbare Speculationen zu verlieren, wie der Jordan ins tote Meer? Was dünkt dich?

Wilh. Du hast Recht, und ich bin's wahrlich sehr wohl zufrieden.

Mor. Nein! Der gesellige Trieb liegt zu tief in unsrer Natur, stimmt zu genau mit der Wohlfahrt eines jeden und mit der Vollkommenheit des Ganzen überein, um nur zufällig, um vergänglich zu seyn. Die Wollust, Wahrheit zu suchen und zu finden, ist groß! Aber noch größer ist die, das Gefundene mitzutheilen und gemeinschaftlich zu denken. Wann glaubte ich je, meinen Verstand mit einer neuen Einsicht bereichert, irgend einen glücklichen Ausweg aus philosophischen Labyrinthen gefunden, ja nur einen wichtigen Zweifel gegen scheinbare Lehren entdeckt zu haben, daß ich nicht fast mit der Unruhe eines Schwäzers, der jetzt ein Geheimniß erwischt hat, aus meiner Einsamkeit weggesellt

eilte wäre, um es dir kund zu thun, und darüber dein Urtheil zu vernehmen? Nein verhaft strebt die Seele, ausser sich Wirkungen herzubringen. Je edler sie ist, desto mehr Vergnügen findet sie darin, leiz nun recht ausgebreiteten Wirkungs-Kreis, einen recht wichtigen Einfluss auf andere zu haben. Dann vorzüglich fühlt sie sich, als ein Wesen von Würde und Wichtigkeit, und in so ferne ist unstreitig ein weisser und großer Regent der glücklichsten eisner. — Und ein liebendes Paar! — O Freund, ich sevvere heute das Andenken meiner Karoline. Jenes unnennbare Glück das ich an ihrem Busen fand, und nie in meinem eignen Busen würde gefunden haben, begeistert mich noch jetzt mit Entzücken. Mein Blick labte sich an ihrer so rehenden, so geistvollen Bildung, mein Herz an den Vortrefflichkeiten ihres Charakters, und zugleich genoss ich des erquickenden Bewusseyns, selbst hinwiederum der Gegenstand ihrer Hochachtung und Zärtlichkeit, mithin — unzählbaremale gestand sie mir dieses — der Urheber ihres Glückes zu seyn. Und glücklich zu machen! —

We:

Wehe dem Elenden, der die Wonne nicht kennt! Sie ist die größte! Dadurch ward nun mein Selbstgefühl unaussprechlich veredelt, erweitert, und ich konnte jetzt mich selbst mehr lieben, als zuvor. Nun hatte ich ein zwiefaches, aber innig verwebtes Interesse, und so ward meine persönliche Glückseligkeit mit der ganzen Summe der übrigen vermehrt. Das war wahhaftig mehr, als verdoppelt! — O liebster Wilhelm! Und im Himmel? Wenn der Wirkungskreis meiner Seele unaufhörlich erweitert, wenn alsdann das Glück von Tausenden und Millionen mein wird; ich hinwiederum diesen Tausenden und Millionen ein Gegenstand ihrer theilnehmenden Freude bin! Welch eine Summe von Glückseligkeit wird das seyn! Welch ein Bucher über Bucher! Welch ein Tausch von Gedanken und Empfindungen! Welch eine entzückende Uebung aller meiner Kräfte!

Wilh. Vortrefflich! Diese Rechenkunst gefällt mir. Es sollte die Rechenkunst alter Fürsten seyn! Ich wünschte nur, mein alter

alter Eremit wäre zugegen. Was er wohl sagen möchte?

Mor. Nur nicht, daß ich über der Liebe zur Kreatur, ihren Schöpfer vergehe! Ein Himmel ohne Religion läßt sich nicht denken. Allein, wo kann auch mehr Religion herrschen; wo wird der Vater aller Wesen und alles Guten besser erskannt, dankbarer geliebt, inbrünstiger angebetet werden, als eben da, wo nur ein allgemeines Interesse herrscht; wo jeder die Vollkommenheiten und die Freuden seiner Mitgeschöpfe für eignes Glück achtet, und so weit seine Sphäre reicht, aus allen Kräften zu befördern sucht? mit einem Worte, wo Gott einem jeden — nicht als Ies allein — aber alles in allem ist! Dies ist der höchste Grad der Religion und der Seligkeit. — Wir sind demnach zuverlässig bestimmt, wahre Mitbürger zu bleiben, das heißt: mit andern moralischen Wesen in einer thätigen Verbindung zu stehen. — Mit welchen denn aber zunächst? Doch wohl mit unsers Gleichen? mit andern menschlichen Wesen?

Wilh.

Willh. Das ohne Zweifel!

Mor. Sie, unsere Geschlechts, Verwandte, unsere Brüder, haben das nächste Recht und die meiste Fähigkeit zum Umgange mit uns. Auch mit höhern Wesen mögen wir einst hoffentlich Gemeinschaft haben; allein, sie können unmöglich unsere liebsten Gesellschafter, unsere zärtlichsten Freunde seyn. Der große Abstand zwischen uns und ihnen —

Willh. Doch nicht zu vergessen, lies her Moritz, daß wir dort vollkommener, als hier, und den Engeln ungleich ähnlicher seyn werden.

Mor. Gewissermaßen; Ja!

Willh. Und genau erwogen, möcht es doch noch die Frage seyn — —

Mor. Ob?

Willh. Ob nicht der Umgang mit ihnen mehr Reiz werde für uns haben müssen, als der mit unsern verklärten Mitbrüdern.

Mor. Wie, mein Freund? Bist du hochmuthig geworden? Denkst du künftig mit

mit Thronen und Herrschäften, wie mit deus
nes Gleichen, umzugehen?

Wilh. Es wäre ja im Grunde so schlimm nicht. Doch Hochmuth ist ein garstiges Ding. Weg mit dem! Der gab mir auch den Gedanken nicht ein. Wie aber, wenn nun eben die großen Vorzüge der Engel und die Natur unsrer Seele ihn rechtfertigten, diesen Gedanken? Denn Wohlgefallen, Bewunderung, Zuneigung, die unausbleibliche Wirkung, die jede gesittige Vollkommenheit in richtig gestimmten Eckeln hervorbringt, so bald sie nur wahrgenommen wird, muß doch mit ihrer Ursache im Verhältnisse stehen. Die höhere Vollkommenheit röhrt uns stärker, wie die geringere, und die Sonne leuchtet uns heller, wie der Mond.

Mor. Das thut aber der Stern nicht, lieber Wilhelm, und ist doch auch eine Sonne. Und in die Sonne kannst du nicht hineinsehen, wie in den Mond. Doch, um lieber dem Gleichnisse ein Beispiel entgegenzusehen; schwerlich wird je eine Mutter, bey noch so vielen und noch so sichtzbaren

baren Vorzügen, ein fremdes Kind mehr lieben, denn ihr eignes. — Es ist wahr, eine Wirkung muß allemal ihrer Ursache angemessen seyn. Allein, diese richtet sich auch allemal nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, auf welchen, und der Umstände, unter welchen sie wirkt. So auch hier. Können die größern Vollkommenheiten der Engel nicht eben so anschauend von uns erkannt werden, haben sie nicht eine eben so nahe Beziehung auf uns selbst, nicht einen gleich starken Einfluß auf unsern eignen Zustand, wie die liebenswürdigen Eigenschaften unsrer Mitbrüder: so mögen sie freylich wohl mehr Bewunderung in uns erregen, aber keine so zärtliche Unabhängigkeit. Ueberdem war auch blosz die Rede von Neizten des Umgangs.

Wilh. En nun! Der wahre freundliche Umgang beruht ja auf gegenseitiger Hochachtung und Zuneigung, wie diese auf Vollkommenheiten.

Mor. Aber sage mir, Wilhelm, würdest du eine Biographie deines Freundes mit mehreren Vergnügen lesen, oder die

D

reichs

reichhaltige Geschichte irgend eines vorztrefflichen Marc-Aurels? mehr in jener den unbedeutenden Charakter, die stille Lebensart, die kleinen Verrichtungen und Tugenden eines Privat-Mannes bewundern, oder hier das Gemälde eines wahrschäfzig großen Monarchen, der durch seine erhabne Weisheit, Tugend und Thätigkeit ganze Nationen glücklich gemacht?

Wilh. Hier würde allerdings der Freund dem Monarchen nachsehen müssen.

Mor. Ich also würdest du von uns beiden am meisten verehren?

Wilh. Ich müßte!

Mor. Und auch seinen Umgang dem meinigen eben so weit vorziehen, als deine Ehrerbietung gegen ihn größer wäre, denn gegen mich?

Wilh. Nein, das wohl nicht!

Mor. Aber, wenn du etwa jenen Marc-Aurel unsrer Tage, den wir beide schon in weiter Entfernung so innig verehren, persönlich kennen, und das Glück haben solltest, ein Augenzeuge von den edlen Thaten seines Verstandes und den noch

noch edlern seines gütigen Herzens zu seyn; kurz, wenn du die ganze Vortrefflichkeit seines Charakters lebhafter im Sinne trügst, als ein Phidias das Ideal zu einem Gotte — auch dann nicht?

Wilh. Die Wahrheit zu sagen, auch dann nicht!

Mor. Ehrfurcht ist also wohl nicht der Magnet des Umganges. Allein, du würdest ihn nicht bloß verehren. Ich weiß gewiß, der feurige Enthusiasmus, der alle Gemüther zu jedem großen und guten Fürsten hinreißt, würde dich in hohem Grade beseelen. Du würdest dein Leben für ihn wegwerfen. Und wenn er nun gegen dich insonderheit so viele Leutseligkeit und Herablassung bewiese, daß er schier seinen hohen Stand zu vergessen schiene?

Wilh. Ich würde ihn dennoch nicht vergessen können. Nein! Schwerlich fände doch ein recht vertraulicher Umgang zwischen uns beyden statt.

Mor. Also nicht jede Zuneigung kann Freundschaft, zärtliche, innige Freundschaft und vertraulichen Umgang stiften. Je

mehr sie sich der Ehrfurcht nähert, desto nachtheiliger muß sie durchaus der Vertraulichkeit werden. Denn diese, die doch zur Natur der Freundschaft gehört, schet eine hinlängliche Gleichheit unter benden voraus. Schon eine gewisse Partheylichkeit für uns selbst, die uns so natürlich, und keinesweges ungerecht ist, macht sie nothwendig. Es ist wahr, wir lieben unsren Freund nicht umsonst, wenn anders unsre Freundschaft etwas werth ist, und uns eine Wahl übrig blieb. Schätzbare Vorzüge müssen wir an ihm wahrnehmen; nur keine solche, die ihn zu weit über uns hinweg sehen. Sonst treten wir mit scheuer Bewunderung zurück, anstatt ihm mit oñnen Armen entgegen zu eilen. Und deswegen, mein lieber Wilhelm, möchte es eben kein sonderliches Glück für uns seyn, wenn wir künftig mit lauter Engeln umgehen sollten, aber keinen menschlichen Engeln. Sie könnten noch weit weniger unsre trauten Gesellschafter seyn, als die Marc-Aurele. Ja, vielleicht dürfte ihr Umgang uns bald zur Last fallen.

Wilh.

Wilh. Nun ja! Sie wären freylich besser mit uns daran, als wir mit ihnen. Allein, daß so liebenswürdige Wesen uns je mit ihrer Gesellschaft belästigen könnten —

Mor. Wenn wir sonst keine hätten, als die ihrige.

Wilh. Ich höre wohl! Allein, wodurch sollte denn die ihrige uns lästig werden? Doch wohl nicht wiederum durch das größere Maaskührer Vollkommenheiten?

Mor. Eben dadurch! Ja ich darf sogar kühn behaupten, daß unser Geist noch weniger vermögend seyn würde, das Anschauen der Gottheit zu ertragen, und darin ein vollkommenes Glück zu geniessen; wenn er sich in einer ganz einsamen Existenz befände, und sich nicht wieder, im Umgange mit andern Geschöpfen, erholen könnte.

Wilh. Sonderbar bey alledem, daß der, von aller irdischen Burde entladne Geist über einem Geschäfte je sollte ermüden können, in welchem doch allemal seine vorzüglichste Seligkeit bestehn wird.

D 3

Mor.

Mor. Freylich sonderbar, wenn keine Unlust das Vergnügen störte; wenn sich ihm lauter Vollkommenheiten darstellten; keine Unvollkommenheiten.

Wilh. Unvollkommenheiten? Hier?

Mor. Hier! Allerdings! Oder meynst du, er würde, über dem seligen Anblicke der Gottheit, sich selbst, die Einschränkung und Ohnmacht seiner Kräfte vergessen? Das Nichts seiner eignen Natur nicht in dieser Lage desto inniger empfinden? — Es sind selige Augenblicke für unsern Geist, wenn es ihm manchmal vergönnt wird, der Herrlichkeit Gottes nachzuschauen. Aber selbst der heilige Schauer, der sich dann durch unser Innerstes ergießt, verräth er nicht eine Zuthat von Unlust? Ergreift uns nicht ein banges Gefühl, so oft wir einen Flug ins Unermeßliche wagen wollen? und sinken wir nicht allemal, wie beschämt und erschödet, ins Gebiet der Endlichkeit zurück? Wie also, wenn unser Geist weiter keinen Gegenstand der Betrachtung hätte, als den Unendlichen und sich? wenn diese anstreng-

strengende Beschäftigung durch keine leichtere jemals unterbrochen würde? wenn er in keinen Verhältnissen stände, die ihm ein tröstendes Gefühl eigner Würde, neue Zufriedenheit mit sich selbst gewährten? Er wäre selbst, wie verächtlich müste ihm dann nicht sein eignes Wesen vorkommen; wie das äußerst dürfstige Selbtsgefühl ihm so peinlich werden!

Wilh. Ganz Unrecht hast du wohl nicht. Und doch! — Vielleicht wäre das angenehme Bewußtseyn eines steten Wachsthums an Kräften, einer unaufhörlichen Erweiterung seiner Kenntnisse — ich setze dies nehmlich, als möglich, voraus, — stärker, als das Gefühl der Einschränkung, und nun bliebe dieses dennoch, was es hier zu seyn pflegt, eine Würze der süßen Ergötzung.

Mor. O Freund, die Gottheit wird immer unbegreiflicher, je mehr man über sie nachdenkt! Der Geist, welcher gleichsam mit unverwandtem Blicke in ihre Läden hinschauen sollte, wäre ja durchaus nicht in gleichem Falle mit dem Menschen,

der mitten in der Natur und unter andern Menschen lebt, und der, so bald seine Vernunft unter dem größten ihrer Geschäfte ermattet, allemal zu leichtern Unterhaltungen zurückkehren mag.

Wilh. Es mag seyn! Die Gottheit ist unendlich. Engel hingegen —

Mor. Sind und bleiben uns gleich, wohl auch unerreichbar. Wir steigen immer höher; sie desgleichen. Unser Abstand von ihnen wird nicht verringert, und unser mächtigster Aufschwung ist doch nur das Flattern eines Schmetterlings gegen ihren Adlerflug. Was bedeutet doch die größte Ungleichheit unter uns Menschen selbst, in Ansehung der Geisteskräfte, der Gemüthsarten, der National-Sitten, der Lebensart, des Nanges u. s. w. gegen jene Ungleichheit der Naturen? Und doch sind diese Verschiedenheiten gewöhnlich eben so viele Hindernisse eines vertraulichen und zärtlichen Umganges. — Ueberhaupt erfordert es die allgemeine Ordnung, daß sich gleiches zu gleichem geselle. Selbst in dem

dem Wesen der Dinge ist es gegründet. Die Biene hat ja zur Biene, die menschliche Seele zur menschlichen Seele das als lernächste Verhältniß. In jeder andern Gesellschaft wäre die eine, wie die andre, nicht das mehr, was sie nach allen Anlass gen ihrer Natur seyn sollte. Keinen Seraph könnten wir je mit der Zärtlichkeit lieben, wie die Seelen von unserm Geschlechte: denn kein Seraph kann uns das werden, was sie uns sind. Was dieser in einem Gedanken zusammenfaßt, ist für uns vielleicht Stoff zu hundert, zu tausend schweren Ideen — wir könnten ihm nicht nachdenken! Was ihm ein sanftes Gefühl ist, möchte für uns, so wir dessen ja fähig wären, schon hineinfließende Entzückung seyn — Wir könnten nicht empfinden, wie er! Ein Contrast, der uns demuthigt! Mit jenen aber verbindet uns eine Gleichheit, durch welche allein die vertraulichste gegenseitige Theilnehmung möglich wird; und unsre Liebe zu ihnen vermischet sich aufs genaueste mit unsrer Selbtliebe. Denn das Maas ihrer Kräfte ist im Ganzen auch das Maß der uns-

frigen; ihre Gedanken und Empfindungen sind unsrer eignen Art zu denken und zu empfinden, ganz angemessen. Decken sie uns ihr Innerstes auf; so erblicken wir gleichsam uns selbst in einem hellen Spiegel, und frohlocken über jeden Reiz unsrer Natur, den wir da bemerken. Wir sind daher einander die schicklichsten Gehülfen zur Entwicklung jedes in uns liegenden Vermögens, die vornehmsten Gegenstände der Mittheilung und Thätigkeit, die natürlichen Freunde und Gesellschafter, mithin, aller Wahrscheinlichkeit nach, von unserm Schöpfer bestimmt, auch künftig eine besondere Geisternation auszumachen. Uebrigens kann es uns gleichviel seyn, ob wir in einer Provinz seines unermesslichen Reichs besammen wohnen, oder in mehrere vertheilt werden sollen.

Wilh. Aber, mein guter Moritz; ich hege da eine Meynung, die ich mir äusserst ungerne nehmen liesse. Du wirst vielleicht über mich lachen, daß ich meinen unersättlichen Trieb, immer zu reisen, mit in jene Welt hinüber zu nehmen ges-

dens

Denke. Es sey darum! Genug! So güt es mich auch in jeder Provinz meines Schöpfers behagen möchte, wo er es für gute Fände, mir meine beständige Wohnung anzzuweisen: so würde doch meine Zufriedenheit, deucht mir, noch weit größer seyn, wenn es mir vergönnt seyn sollte, von einer Welt zur andern zu reisen, und die Natur, die wohl allenthalben in einer veränderten Gestalt erscheint, in allen Gegenden der Schöpfung durchzuspähen. Und so, denkt ich, werde es seyn.

Mor. Gott wird schon die beste Einrichtung mit uns treffen. Allein, Wissbegierde ist nicht lächerlich, und in deinem Wunsche finde ich nichts thörichtes. Läß immerhin jeden Weltball ein Indien für den habfütigen Geist seyn, von wannen er sich neue Schätze der Kenntniß, neuen Stoff zur Bewunderung der Gottheit, zur Unterhaltung mit seinen Freunden hole. Es kann ja auf mehr, als eine Weise, dafür gesorgt seyn, ohne daß die gesellschaftliche Verbindung dessfalls aufhören darf. Kann denn eine Nation nicht bestehen,

wenn

wenn gleich Tausende ihrer Bürger alle Länder und Meere durchstreifen, und von allen Enden des Erdbodens mit ihren erworbenen Reichthümern heimkehren? Können nicht ganze Völkerschaften ihre Heymath verändern? Der Tod selbst ist eine Versezung von der Erde, und scheint in der That nur eine Stufenfolge von Versetzungen anzufangen.

Wilh. Du bist also hierin gleicher Meynung mit mir?

Mor. Wie du hörst.

Wilh. O ich muß dich küssen.

Mor. Siehe, so angenehm ist die Harmonie im Denken! so erquickend der Beyfall eines andern.

Wilh. Es würde mich in der That auch nicht wenig verblossen haben, wenn du mir diese Hoffnung streitig gemacht hättest; denn sie ist die liebste Gespielinn meiner Einbildungskraft. Nie konnte ich einen hohen Berg hinanklimmen, und bemerken, wie die Tiefen unter mir immer noch tiefer wurden, daß ich nicht im Geiste Abschied von der Erde genommen, und mich

msch nach irgend einem andern Planeten hinaufgeschwungen hätte. Wenn ich denn oben auf der Spize stand, und, wie vom Himmel hinab, die umherliegenden Scenen des Abgrundes überschaute; so waren es bald Thäler des Mondes, die ich sahe; bald befand ich mich auf dem Ringe des Saturns, sahe den Schnee dieses Planeten, und hielt den größern Abstand der Sonne für die Ursache meines klappernden Frostes. Unter solchen Täuschungen genoss ich der Reize des Prospects mit gedoppeltem Vergnügen. Sank ich endlich zu meinem wahren Standort wieder herab; wie gerne hätte ich dann dem Adler seinen Fittig abgeborgt, um der Ermüdung zu trozen, und in einer Stunde Frist über ein ganzes Königreich hinzuschweben. Ja, ja! Der Adler flog über mich weg, und ließ mir das Nachsehen. Künftig aber! o künftig! wann selbst der Adler gegen uns ein bloßer Schmetterling im Fluge seyn wird; wann ich da mit dir von einem Planeten zum andern, bald auch von einer Sonne zur andern eilen, wann ich mit dir —

Mor.

Mor. Wie? mit mir, liebster Wilhelm?
Mit mir, sagst du?

Wilh. Mit dir! — Lieber Gott! Wie
sehr würde das meine Seligkeit vermeh-
ren!

Mor. Schon gut! Allein, wer steht mir
dafür, daß du dich meiner alsdann nur ers-
innern wirst?

Wilh. Ich werde doch den liebsten meis-
ter Freunde nicht vergessen?

Mor. Mit Vorsatz wohl eben nicht;
Wie aber, wenn durch den Tod alle Bege-
benheiten deiner irdischen Tage, alle deine
Wünsche und Hoffnungen, und mein An-
denken zugleich aus deiner Seele vertilgt
würden?

Wilh. Ich bitte dich! Welch ein Ge-
danke! Alles das sollte aus meiner Seele
vertilgt werden?

Mor. Meinst du nicht? Verschwin-
det doch dem Sterbenden ein Sinn nach
dem andern, ein Gedanke nach dem an-
dern! und es scheint nur gar zu gewiß,
daß unsre Ideen insgesammt, obgleich ein
unstreitiges Eigenthum der Seele, doch
von

von eben diesen Werkzeugen abhangen, die uns im Tode genommen, und der Verwesung übergeben werden. Nur einen Schlag aufs Haupt! und wenn der Geist eines Eulers darin wohnte; so wird er jetzt das Einmaleins nicht mehr zu Stande bringen. Auch hat es große Gelehrte gegeben, deren Gedächtniß zuletzt wieder eine so reine Tafel geworden, daß nicht einmal ihr eigner Name darauf stehn geblieben. Wie nun, wenn das ganze System zerichtet ist, an welches gegenwärtig alle Ideen und Empfindungen der Seele gebunden sind?

Wilh. Nun! So wird ihr Gott einen neuen Leib wieder geben.

Mor. Ja, nur den nicht, den die Erde einmal bekommen hat. Auf diesen muß sie Verzicht thun. *)

Wilh.

*) Man halte den guten Moritz, dieser Be- hauptung wegen, für keinen Neizer. Er setzt hier die Lehre von der Auferstehung nicht voraus, die ohnedies nicht zu groß muß verstanden werden.

Wilh. Eh nun ja! So mehr, als bettlerisch wird unsre Seele auch nicht gesinnt seyn, daß sie den Kittel noch bedauern sollte, den sie für ein kostliches Gewand hingeben mußte.

Mor. Freylich wird sie das nicht! Allein, mit diesem Kittel wird sie dann vielleicht auch das Andenken alles dessen verlieren, was sie in ihrem Bettlerstande empfunden, gedacht und gethan hat.

Wilh. Da wäre sie ja kaum noch die Seele, die sie hier gewesen.

Mor. Ihre Persönlichkeit hätte sie freylich eingebüßt. Aber vielleicht soll sie das, nach dem Plane der ewigen Weisheit.

Wilh. Ich verstehe dich! Du willst mir ein ungereimtes Vielleicht erwiedern. Denn was ist Plan ohne Zusammenhang? und wo könnte Mangel des Zusammenhangs unbegreiflicher seyn, als in der Existenz einer und der nehmlichen Kreatur, einer vernünftigen und moralischen Kreatur?

Mor.

Mor. Du hast Recht! das Bewusstseyn des Thiers mag von Momente zu Momente fortschreiten, ohne fast irgend eine Spur des Vergangenen aufzubewahren. Zum bloß thierischen Leben ist das genug. Zum geistigen, vernünftigen hingegen ist die Erinnerung aller schon durchlebten Zustände, die deutliche Wahrnehmung ihres Zusammenhangs durchaus nothwendig. Und ein solches Leben ist doch des Menschen Bestimmung. Zwar so oft er am Abende auf sein Lager hinsinkt; so oft die Wut einer Krankheit seit Gehirn betäubt, verschwindet auch ihm sein Daseyn. Doch solche Pausen der Thätigkeit heben den wahren Zusammenhang in seinem geistigen Leben noch nicht auf. Bey jedem Erwachen, jeder Genesung kehrt das Andenken des Vergangnen in seine Seele zurück, und der zerrissene Faden seiner Gedanken ist wieder geknüpft. Gleichviel sodann, ob er Stunden oder Jahrtausende geschlafen habe; denn Zeit und Ewigkeit ist wie heute und morgen. Gleichwohl ist die Zeit des Schlafes und jeder unbesinnliche Zustand kein wirklicher

E

Theil

Theil unsrer vernünftigen Existenz, und so würde auch die ganze Periode unsers irdischen Lebens mit dem künftigen gar keine Verbindung haben; wenn der Tod alles Andenken derselben in uns auslösche. Zugleich würden wir hier ganz umsonst nach Vollkommenheit streben; sie ginge ja doch verloren.

Wilh. Und wir wären keiner Strafe noch Belohnung weiter fähig.

Mor. Genug also! die Seele muß sich ihrer ganzen vorigen Existenz bewußt bleiben. Ihr Schöpfer und Richter wird denn schon die Anstalt darnach getroffen haben. Dann wird es aber auch nicht genug seyn, daß ihr von ihrem vorigen Leben nur noch einige dunkle, zerstreute Vorstellungen, wie von einem gehabten Traume, vorschweben. Sie wird sich vielmehr ihrer ganzen vorigen Lage, ihrer gehabten freundschaftlichen Verbindungen, ihres bewiesenen Charakters, ihrer Thaten, Hoffnungen und Wünsche mit eben der summarischen Deutlichkeit erinnern müssen,

mi

mit welcher du dich z. B. alles dessen erinnerst, was dir auf deiner Reise begegnet ist.

Wilh. Also! — O mein Freund! mein Moritz! mit wie warmer Liebe werde ich mich also deiner erinnern!

Mor. Und ich mich deiner, o mein Geliebter! Doch nur desto schlimmer für uns, wenn das al's seyn sollte! wenn die Vorsehung dennoch beschlossen hätte, uns auf ewig zu trennen! Wie? Sollte sie es wirklich beschlossen haben?

Wilh. Wer kanns glauben? Für unser Herz hat es keine Wahrscheinlichkeit; und für die Vernunft —

Mor. Wie gesagt, eben so wenig!

Wilh. Noch besser! Allein, die Vernunft könnte da wohl am meisten Unrecht haben, wo sie am kühnsten entscheidet, und nicht selten mag der Ewige zu ihr sprechen: Deine Gedanken sind nicht meine Gedanken! Wer steht uns da nun für die Zuverlässigkeit ihrer Verheissung?

Mor. Der Grundsatz, auf den sie bauet. Warum glauben wir unsterblich zu

E 2 seyn

seyn, trotz allem Anscheine der Vernichtung? Warum halten wir unser künftiges Leben für eine Fortsetzung des gegenwärtigen, trotz der unabsehbaren Lücke, zwischen beyden? Warum hoffen wir einen geselligen Zustand in jener Welt, trotz aller Ewigsamkeit des Grabes? Darum! weil wir nicht Geschöpfe einer spielenden Allmacht, sondern der höchsten Weisheit und Güte sind, die unser möglichstes Glück nach dem vollkommensten Plane zur Absicht hat. Siehe, liebster Wilhelm, hier sind wir wieder auf dem Flecke, von wannen wir auf Nebenwege geriethen. Dieser Grundsatz verbürgt uns die Hoffnung des Wiederehens. Unsre Vernunft mag übrigens der Gefahr, zu irren, noch so sehr unterworfen seyn; so viel erkennen wir doch mit Gewissheit, daß jede von dem besten und weisesten Wesen getroffne Einrichtung die gütigste, die vollkommenste seyn müsse. Oder dürfen wir etwa das minder gute und vollkommene, statt des möglichen bessern und vollkommenen von ihm erwarten?

Wilh.

Wilh. O mit nichten! Nur darauf kommt alles an, ob das, was uns besser scheint, auch wirklich an sich besser; ob es zugleich mit andern höhern Absichten verträglich sey. Und wie soll menschliche Einsicht hier zurechte kommen? Zwar ist unsre möglichste Glückseligkeit unlängst der letzte Endzweck unsers Daseyns; dies fleist unmittelbar aus dem Begriffe der höchsten Güte. Allein, nicht alle Bedürfnisse unsrer Natur, nicht alle die besonders Zwecke der Vorsehung sind uns bekannt; wir wissen nicht, wie weit ein allgemeineres Wohl unser besonders Glück einschränken werde: mithin können wir über die Schicklichkeit gewisser Mittel zu jenem Hauptzwecke, über ihre beste Verbindung unter einander, und über den Gang, den nun wirklich unsre Schicksale nehmen müssen, immer nur sehr unsicher urtheilen. Jener Grundsatz bleibt also zwar in seiner Allgemeinheit unumströßlich wahr; er bliebe es aber auch dann, wenn von der süßen Erwartung, zu welcher er uns zu berechtigen scheint, gerade das Gesentheil erfolgen sollte.

E 3

Mor.

Mor. Das sage ich mit dir. Allein, nur dieß wollen wir ja wissen, ob er uns zur Erwartung berechtige; wissen, ob es vernunftmäßiger sey, eine Wiedervereinigung zu hoffen, oder zu bezweifeln? Woran nach sollen wir dies nun beurtheilen? Doch wohl eher nach Begriffen und Einsichten, die wir haben, als nach solchen, die uns fehlen?

Wilh. Das freylich wohl!

Mor. Gut! So stehn denn geheime und unerdenkliche Rathschlüsse Gottes uns nicht im Wege. Denn hätten Einwürfe der Art eine Kraft gegen deutlich erkannste Gründe: dann müßten wir unsre wichtigsten und festesten Ueberzeugungen aufzugeben! dann, lieber Freund, wärst du in der That deiner Unsterblichkeit eben so wenig sicher. Aber nein! Wir haben viels mehr dasjenige, als der wirklichen Absicht Gottes gemäß anzusehen, was nun einmal unserm Verstände, als besser und vollkommner einleuchtet, und was wir, nach der sorgfältigsten Prüfung, mit keiner

uer andern Wahrheit, und selbst mit keis
ner wahrscheinlichen Bestimmung unsrer
Natur im Widerspruche finden. Was so
beschaffen ist, das behaupte ich, sey für
uns Wahrheit. Wir dürfen uns also
hier eines strengen, über alle Einwürfe
durchaus erhabnen, Beweises, ruhig begeis-
ten. Wir fragen nur: auf welcher Seite
ein Uebergewicht von Gründen sey? auf
Seiten des Zweifels oder der Hoffnung? —
Die bloße Möglichkeit ist auf beyden, ent-
scheidet aber nichts. Und doch hat der
Zweifel, so viel ich sehe, weiter nichts an-
zuführen. Die Hoffnung hingegen hat die
wichtigsten Gründe, und mit ihnen alle
Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite. —

Gott ist ein Gott der Ordnung, und
seine Welt ein zusammenhangendes Sys-
tem von Daseyn und Entwicklung, wos
in alle Wesen, nebst allen ihren Verände-
rungen begriffen sind. Und so werden auch
unstreitig alle Perioden unsrer Fortdauer
eben so wohl mit einander verkettet seyn,
als unser jetziges Daseyn selbst mit dem
Daseyn aller übrigen Kreaturen.

Wilh. Unstreitig! Aus diesem Grunde schlossen wir ja so eben, daß die Seele ein Bewußtseyn ihrer vorigen Schicksale mit sich in die Ewigkeit nehmen werde.

Mor. Wie könnte sie auch weniger mit sich nehmen, als sich selbst. — Dieses Leben hängt also mit dem künftigen zusammen, und enthält gleichsam die Anlage desselben. Unsre ganze Einrichtung hienieden hat eine plannmäßige Beziehung auf die uns beschiedne Zukunft. Über nicht genug, daß hier nur irgend ein Plan angenommen werde. Pläne der Gottheit müssen in jedem Betrachte die vollkommensten seyn. Wie du nun vorhin frugst: was ist Plan ohne Zusammenhang? so frage ich jetzt: wie kann ein Plan der vollkommenste seyn, ohne den vollkommensten Zusammenhang?

Wilh. Der Zusammenhang zwischen unsrer jetzigen Einrichtung und unsrer künftigen muß auch, ohne Widerrede, der vollkommenste seyn.

Mor.

Mor. Muß er es seyn — und das ist er unleugbar um desto mehr, je zweckreicher jene in Ansehung dieser ist — so muß er auch so von uns gedacht werden.

Wilh. So weit unsre Einsichten reichen.

Mor. Nun freylich! — Das thun wir aber nicht, wenn wir zwar überhaupt einen möglichst vollkommenen Zusammenhang annehmen; doch aber in unsrer bestimmtern Vorstellung davon etwas nicht wollen gelten lassen, was doch, unsern natürlichsten Begriffen zufolge, ihn wirklich vollkommner mache, und in dem ganzen Plane eine Vortrefflichkeit mehr wäre. Um aufs beste von diesem Plane zu denken, müssen wir uns unsre jetzige Einrichtung nicht minder zweckreich für die Zukunft vorstellen, als es ihre Natur zuläßt. Jeden Zweck also, den sie unserm Verstände, als an sich Gottes würdig, und mit unsrer erkannten Hauptbestimmung völlig übereinstimmend, darstellt, haben wir, als ihren wirklichen Zweck, zu betrachten, und alle Vortheile, die sie

E s uns

uns noch künftig gewähren kann, als uns wirklich beschieden, zu erwarten. Wir haben dazu, wo keine Verpflichtung, doch eine volle Befugniß. — Jene Bündnisse nun, die Gott aus einer natürlichen Harmonie der Seelen entstehen ließ, haben sie weiter keine Zwecke, als für dieses Leben? Sollen sie nicht den ganzen segenvollen Einfluss auf unser Glück haben, den sie ihrer Natur nach haben könnten?

Wilh. Das sollen sie! ja!

Mor. Nun denn! So müssen sie vereinst wieder hergestellt werden.

Wilh. Ist denn aber diese Bedingung so nothwendig, daß ohne sie Freundschaft und Liebe unfruchtbar für die Ewigkeit seyn würden? Mir deucht doch, sie würden dadurch, daß sie unsre sittliche Natur bilden halfen, immer noch Einfluss genug auf unser ewiges Wohl behalten, auch wenn sie der Tod auf immer vernichtete. Erinnre dich, lieber Moritz! Als ich vorhin mit zu vielem Unmuthe die Frage that, was dir deine so zärtliche, aber so schnell getrennte Verbindung mit jenem

jenem theuren Mädchen geholfen; was gabst du mir da zur Antwort?

Mor. O ich weiss es noch wohl, und gebe dir in so weit auch gerne Recht. Freylich hat jede tugendhafte Verbindung unaufhörlich gute Folgen, auch nach der Trennung. Allein, es giebt auch grosse, wünschenswürdige Vortheile, die uns nicht anders, als im Falle einer Wiedervereinigung, zu Theil werden können. Zu dem ist Trennung an sich ein Uebel, und bliebe es seits.

Wilh. Rässer doch, wenn es vergütet würde.

Mor. Wodurch aber vergütet? Gäbe es auch Vortheile, die jene noch übertragen, und nicht, ohne dieses Uebel, erreichen ständen?

Wilh. Dies eben wissen wir nicht.

Mor. Und sollten wir es denn gegen alle Wahrscheinlichkeit mutthmachen? Denn weder in unsrer Natur, noch in den uns näher bekannten Absichten Gottes mit uns, ist dazu irgend ein Grund vorhanden. Sind wir doch einmal zu einem geselligen Leben,

Leben, und zum Umgange mit unsers Gleichen bestimmt. Ja! Wenn sie nur eine Zeitlang währen soll, die Trennung: dann kann sie selbst in der That eine Quelle ausnehmender Freuden seyn; dann kann sie reichlich vergütet werden. Währte sie aber ewig; so gingen wir dieser Freuden verlustig, und — wäre dies eine Vergütung zu nennen? — und erhielten keine dagegen, die wir nicht außerdem auch hätten erhalten können. Dies ist aber für die Ehre der Vorsehung nicht einerley. In der Summe unsrer Freuden soll ohne Noth keine fehlen, deren wir fähig sind. In dem vollkommensten, alles umfassenden, Plane müssen Gegenwärtiges und Künftiges im genauesten Zusammenhange stehen, und unsre jetzige Liebesverbindungen noch in der Ewigkeit alle die wohlrähtigen Folgen haben, die ihre Natur nur immer zuläßt. Wäre es da wohl gesaugt, daß sie hier unsre sittliche Vollkommenheit befördern halfen? und blos hier?

Wilh. Auf dieser beruht doch am Ende alles, und Moritz, die Freuden, die

die aus ihr entspringen, sind unvergänglich.

Mor. Mithin auch der Einfluss seiner Verbindungen, willst du sagen.

Wilh. Dies hast du selber schon eingeraumt.

Mor. Nun ja! Es ist es! Etwa so, wie die Fruchtbarkeit eines ausgerotteten Baumes in den Früchten seiner Sproßlinie. Schade dennoch, daß er so jung, in seinem schönsten Wachsthumus ausgerottet ward! Er, dessen Erstlinge schon so lieblich waren, hätte noch immer weiter emporwachsen, jeden Winter überleben, und aus sich selbst der herrlichsten Früchte noch so viele hervorbringen können! — Doch noch unendlich mehr Schade um jene zärtliche Verbindungen, die eines edlern Ursprungs, und einer ewigen Fortdauer bedes so fähig und so wertvoll sind, wenn sie gleichwohl für immer aufgehoben werden! Daß wir so beschaffen, solcher Seligkeiten fähig wären, nur dies hätten wir dann, und auch nur zum Theil, ihrem Einflusse zu verdanken. Keine unserer

Selig-

Seligkeiten aber entsprunge aus ihnen selbst. Unser ganzes äußerliches Geschick hätte weiter durchaus nichts mit unsern ehemaligen Verhältnissen zu schaffen. Mein Freund, meine Geliebte — sie lebten für andre, wären mit andern glücklich; nur mit mir nicht, an dessen Herz sie doch am frühesten und durch die stärksten aller Bände geknüpft waren. Sie könnten mit ewig Gegenstände des Genusses seyn, und — wären's nicht!

Wilh. Der Freund, die Geliebte nicht! Aber seine Freundschaft, ihre Liebe auch nicht? Ich dachte doch! Erinnerung an genössnes Vergnügen ist auch wahrer Genuss!

Mor. Dies erfuhr ich zu oft, um es läugnen zu wollen.

Wilh. Schon das Andenken an unsre Heimat, an das Haus, wo wir geboren und erzogen wurden, an die Plätze, wo wir mit jugendlicher Sorglosigkeit hüpfsten; schon dieses hat in der Fremde für uns so viel angenehmes, so viel tührrens des. Wir lieben die leblosen Gegenstände,
der

der angenehmen Beziehungen wegen, deren sie uns eingedenk machen. Und mit welchem Wohlgefallen, mit welcher zärtlichen Regung denken wir stets an die gesiebteren Personen selbst zurück, die zwar jetzt weiter kein Daseyn für uns haben, ehemals aber unsern Gemüthskräften die meiste und würdigste Beschäftigung, mit hin unserm Leben sein vornehmstes Interesse geben. Im Himmel wird es nicht anders seyn. Wir werden uns ihrer und der von ihnen genossnen Liebe eben so zärtlich erinnern, und noch zärtlicher vielleicht.

Mrs. Allein, diese Erinnerung wird dann auch eine Sehnsucht nach ihnen erwecken, und eine verzweifelnde Sehnsucht — würde sie unsre Ruhe gar nicht stören? Wär's nicht bessir, sie würde befriedigt? wir fänden dort unsre Geliebten wieder und blickten dann eben so gemeinschaftlich in die Vergangenheit zurück, wie wir sie mit einander durchlebt hätten? Was meynst du, Wilhelm? Wenn Karoline und Rosalie, und — und Henriette hier auch noch zugegen wären?

Wilh.

Wilh. Wie? meine Schwester?

Mor. Deine Schwester! Wer möchte ein so schönes Kleeblatt trennen? — Aber sage, wenn diese geliebten drey hier auch noch zugegen wären?

Wilh. Ach freylich: Wollte Gott, sie wären's!

Mor. Oder, wenn auch dein Moritz nicht mehr lebte und meinen Platz hier nähme ein neuer Freund ein, der dir zwar im übrigen meinen Verlust reichlich ersetze, aber doch kein Theilnehmer deiner frühesten Schicksale gewesen wäre? — Erzähle sie ihm! Wird sein Herz dabei empfinden, wie das meinige? wird er, wie ich, ihrentwegen dich um desto inniger lieben?

Wilh. Du giebst mir doppelt zu fühlen, was es auf sich haben würde, von den treuen Gefährten unsrer irdischen Wallfahrt auf immer getrennt zu bleiben.

Mor. Gewährt uns aber die gnädige Vorsehung unsern Wunsch: Welch eine ergiebige Quelle der reinsten Wonnen wird dann die Erinnerung des Vergangnen für uns

uns seyn! Sie wird da nicht bloß einsame Betrachtungen und wehmüthige Geschiele in uns erregen, — Gefühle, die doch immer mehr trauriges als angenehmes für uns haben müsten, und die auch den zärtlichsten unsrer neuen Genossen nicht recht interessiren könnten; — Nein! sie wird eine glühende Liebe erzeugen, die ihren Gegenstand vor sich hat, und sich gegen ihn thätig beweisen kann; wird ein Wesen an das andre fester knüpfen, und dadurch beyder Glückseligkeit unaussprechlich vermehren. Denn die Unabhängigkeit des Herzens ist um desto inniger, in je mehreren und nützlicheren Verhältnissen wir uns bereits mit unsren Freunden befunden haben. Sodann werden also eben die Verhältnisse, in welchen wir hier durch göttliche Fügung mit einander standen, eine ganz unmittelbare Beziehung auf unser künftiges Glück haben; und wie ausnehmend groß und wichtig ist dann ihr Zweck! wie einfach und zusammenhangend dann der Plan, nach welchem unsre zeitlichen und ewigen Schicksale mit einander verketet sind! Sprich! Sollte es denn nicht

V

wirks

wirlich ein Zweck der höchsten Weisheit und Güte seyn, die schönen Seelenbündnisse wiederherzustellen, die schon hienieden durch manche Prüfung bewährt wurden, und eben deswegen auch noch im Himmel die zärtlichsten unter allen seyn würden? Haben sie nicht eine natürliche Bestimmung für die Ewigkeit? und könnten sie solche vergebens haben?

Wilh. Aber, Moritz! — —

Mor. Nun! was für ein Aber?

Wilh. Ein schwerwüthiges! Denn bey alledem steht es noch sehr dahin, ob diese so wünschenswürdige und so natürlich scheinende Bestimmung allgemein sey. Vielleicht giebt es der Ausnahmen viele! und vielleicht ist unsre Freundschaft, o Moritz — —

Mor. Freund! Läß uns nur rechtschaffen gesinnt, nur immer einer des andern werth bleiben; und die Sorge ist eitel! Warum sollten wir Ausnahmen fürchten?

Wilh.

Wilh. Warum? Scheint nicht jeder Keim in der Natur zur Entwicklung bestimmt zu seyn?

Mor. Er scheint es nicht nur, er ist es!

Wilh. Und gleichwohl gehen täglich Keime zu Millionen verloren, im Thiereiche sowohl, als im Pflanzenreiche.

Mor. Doch nur, in so ferne es Keime sind?

Wilh. Dürfte ich mehr behaupten?

Mor. An sich aber sind doch alle wirklich zur Entwicklung bestimmt?

Wilh. Ja! Eine gewisse Anlage und die innre Möglichkeit ihrer Entwicklung ist wirklich bey allen vorhanden. Auch ist es offenbar, daß es in der Natur überall keine Art von Keimen geben könne, wos von keiner je wirklich zur Entwicklung gelangen sollten. Allein, nicht das zehnte Weizenkorn wird der Erde zurückgegeben, und zur neuen Aehre entwickelt; wie denn überhaupt die unlängstesten Bestimmungen in der Natur, ich will nur sagen, eben so oft verfehlt, als erreicht werden.

So mag denn auch jede ächte Freundschaft, die hier begann, an sich einer ewigen Fortdauer fähig oder dazu bestimmte seyn, und gleichwohl nicht jede über das Grab hinausbauern.

Mor. Vielleicht von hunderten kaum eine! Doch warum nicht jede, die es werth war? Jene Reime haben der Bestimmungen mehrere, die nur in der Möglichkeit mit einander verträglich sind. Soll z. B. der Stoff eines Weizenkorns mir zur Nahrung dienen; so kann die besondere Zusammensetzung dieses Stoffes, vermöge welcher das Korn eigentlich ein Reim ist, nicht länger bestehen. Doch welcher von den künftigen Bestimmungen unsrer Natur könnte die Fortdauer gewisser Freundschaften je im Wege stehen? Taugte etwa das Klima des Himmels nicht für alle? Gäbe es dort etwa Vollkommenheiten der Seele, die zwar mit der Freundschaft überhaupt sehr wohl, nur nicht mit dieser und jener verträglich wären?

Wilh. Dies darf man nun wohl eben nicht behaupten. Doch finde ich auch nichts

nichts widersprechendes in dem Gedanken,
dass mancher vielleicht zu seinem höheren
Glücke dürfte einen Weg zu gebn haben,
der ihn von seinem ehemaligen Busenfreunde
nothwendig entfernte.

Mor. Und zwar auf immer? Widersprechendes ist in dem Gedanken nicht, aber wahrscheinliches eben so wenig. Denn ohne Zweifel wird es der Vorsehung mehr zur Ehre gereichen, wenn sie eines jeden Glückseligkeit zu vollenden weiß, ohne ihn bezwegen eines einzigen wirklichen Gutes, und noch dazu eines, mit so vieler Sehnsucht zum voraus gehofften, Gutes, auf ewig zu berauben. In dem unaufhörlichen Fortlauf der Dinge wird doch früher oder später der Zeitpunkt erscheinen, da sie auch mir diese Wohlthat wird können angedeihen lassen, selbst jener huldvollen Absicht wegen. Sie kann dazu unmöglich eines so großen Uebels bedürfen, als für mich wenigstens eine ewige Trennung von dir, Wilhelm, und ach! von jener unvergesslichen Freundin für mich segn würde.

S 3

Wilh.

Wilh. Guter, lieber Moritz! —
Aber nicht wahr? zur besten Welt gehör-
ren doch auch Uebel?

Mor. Als solche nun eben nicht;
wohl aber, als nothwendige Mittel, als
unvermeidliche Bedingungen eines höhern
Gutes — Die höhern Güter also, die
ohne das Uebel einer ewigen Trennung et-
wa unerreichbar wären? Nenne mir ein
solches!

Wilh. Ich dürfte eben keines zu
nennen wissen, und es könnte ihrer dens
noch geben.

Mor. Es könnte geben! Wie viel
Gewicht hat denn eine so allgemeine und
so schlechthin angenommne Vermuthung
gegen bestimmte Gründe? Meinen großen
Verlust bey einer fortwährenden Trennung
sehe ich sehr wohl ein; von ihren mög-
lichen Vortheilen hingegen finde ich gar kei-
nen Begriff in mir.

Wilh. Wenn ich dir nun aber wirks-
lich einen Vortheil nahmhaft mache? —
Zur Glückseligkeit gehört es doch auch uns-
treitig, daß man sich in die unangenehs-
men

men Verhältnisse, in die man gerath, zu finden weiß.

Mor. Wahr genug, mein Liebster, in so fern man solchen nicht immer ausweisen kann. Doch eben so unstreitig ist es noch mehr Glückseligkeit, in keine unangenehme Verhältnisse, oder doch so selten, als möglich, zu gerathen. Denn ich, meines theils, glaube doch, allen Stoicks fern zu Troß, daß das Unangenehme nicht angenehm, und daß es besser sey, kein Uebel ertragen zu dürfen, als es mit epictetischer Standhaftigkeit ertragen zu können.

Wilh. Stoiker war ich nie, das weiß der Himmel! Und da du es auch weißt, so würde es dir nur lächerlich vorkommen, wenn ich jetzt den Stoiker machen wollte. Aber du selbst, so viel ich mich erinnre, sandest an ihren Lehren immer viel wahres.

Mor. Und auch viel übertriebnes! Doch das gehört nicht hieher. Was wollest du weiter sagen? Etwa, daß Uebel vorhanden seyn müssen, selbst unnöthige Uebel, blos, damit wir sie standhaft ertragen mögen?

S 4

Wilh.

Willh. Du gibst dem Gedanken eine verfängliche Wendung. Freylich scheint es, daß Standhaftigkeit nur, unvermeidlicher Uebel wegen, nothwendig sey; nicht Uebel der Standhaftigkeit wegen. Allein, eine unerschütterliche Geduld, eine verläugnungsvolle Ergebenheit in den göttlichen Willen — sind sie nicht an sich selbst, auch ohne Rücksicht auf die Unvermeidlichkeit der Uebel, vortreffliche, liebenswürdige Eigenschaften der Seele? Sind nicht alle Leiden für sie eben so viele heilsame Gelegenheiten, sich in diesen Tugenden zu üben? vermehrt diese Uebung nicht ihre Thatkraft? mithin ihre innre Vollkommenheit, und die, mit ihr stets gleichmäig wachsende, selige Selbstzufriedenheit? Wenn das ist; so könnte ja die Trennung von seinen Lieblingen ein solches heilsames Uebel für manchen seyn, bestimmt, in der Folge sein Glück zu vermehren, wiewohl es anfangs dadurch vermindert wird.

Mor. Freund! Gedanke daran, und übe Tugend, wenn auch dir eine so herbe
Prüfung

Prüfung bevorstehen sollte. Denn, in dieser Sterblichkeit kann es ja nun einmal nicht anders seyn! hier muß alles von einander scheiden, und oft am frühesten, was sich am meisten liebt! Sollte denn aber die Vorsehung dieses Nebel unnöthig et Weise verewigen?

Wilh. Unnöthiger Weise? wenn es einen so herrlichen Zweck hätte?

Mor. Ja! da dürfte, mitten im Himmel, noch manches Fegefeuer lodern? — Und wenn nun jener Zweck selbst endlich wegsteile, indem er erreicht worden wäre? wenn selbst dieses Zweckes wegen jenes Mittel einmal aufhören müßte? So ist es, deutet mir! Denn die Seele sollte durch die Übung, die es veranlaßt, an ihrer Thatkraft gewinnen, um wirklich immer mehr Thätigkeit aussern zu können. Das Mittel aber ist und bleibt ein Nebel, welches ihre Thätigkeit einschränkt; und wie sind unstreitig glücklicher im Handeln, als im Leiden; glücklicher im Gefühle freywirksender Kräfte, als gebundner. Jedes Nebel also, so heilsam es anfangs zur Übung

bung unsrer Seelenkräfte seyn mag, muss in dieser Absicht immer mehr an Erspriesslichkeit abnehmen, je mehr die Seele bereits an Vollkommenheit zugenommen hat, und endlich ist die Befreyung von demselben ihre billige Belohnung. — Kann es denn übrigens auch in keiner Periode unsers künftigen veredelten Daseyns je ganz an natürlichen Uebeln fehlen, die eine aussarrende Geduld, eine entschlossne Ergebenheit in den göttlichen Willen heischten: es nun, so, dächte ich, hätten wir an diesen genug, und Gott dürfte uns, zur willführlichen Uebung, nicht eben die herrlichen Vortheile einer Wiedervereinigung mit unsren liebsten Freunden auf ewig entziehen. Kurz, wosfern du sonst keinen Zweifel hast — dieser scheint mir zu uns bedeutend.

Wilh. In der That, ich hätte noch einen, oder doch einen Grund, der jenen rechtfertigt.

Mor. Nehmlich?

Wilh. Die Analogie unsrer Schicksas le hienieden. Es ist wahr:

Oft,

Oft, wenn das wunde Herz noch
blutet,

Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich getrennet hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen, Hand in Hand, zur Ruh.

Aber tausende bleiben auch getrennt
ihr Lebenlang.

Mor. Und der Tod trennt endlich
alle Freunde, ohne Ausnahme. So wird's
denn auch wohl künftig aber und abermals
eine allgemeine Scheidung, und, wenn auch
eben so oft eine Zeit der Wiedervereinig-
ung kommt, doch immer aufs neue der
Ausnahmen so viele geben, bis am Ende
von allen unsern jetzigen und künftigen
Liebes; Bündnissen auch nicht eines mehr
übrig bleibt.

Wilh. Immer möglich!

Mor. Dann aber wäre Freundschaft
an sich selbst nicht mehr das erhabne Gut,
das göttliche Kleinod, wofür ich es hielt. —
Siehe, Freund; der Stein hier ist ein
ächter Demant. Aber warum denn kost-
bas

barer, wie Glas? Glas könnte ja eben die Dienste thun.

Wilh. Über die Schönheit des ächten Demants und des nachgemachten — welch ein Unterschied!

Mor. Ein grösserer vielleicht, als es mir vorkommt, da ich so wenig prunkliebend bin. Doch die Thorheit selbst wäre wohl nicht thörigt genug, ihn blos seiner Schönheit, und auch seiner Seltenheit wegen so außerordentlich hoch zu schätzen. Was aber dem Demant seine wahre Vortrefflichkeit giebt, was mir selber den hier von Karolinen, als Sinnbild unsrer Liebe, schätzbarer macht, ist die Unvergänglichkeit seiner Reize. Nein Stoß zerbricht ihn! Und ach! Eine achte Freundschaft sollte mit den elendesten Eitelkeiten einerley Schicksal haben.

Mit jener Analogie ist es überhaupt so etwas! Sie ist nicht die Quelle, aus der ich meine Mutmaßungen über die Zukunft gerne schöpfen möchte. Muß denn der Fortgang durchaus dem Ansatz, das Ewige einer kurzen Reihe von Momenten gleis

gleichen? Darf man wohl der Tugend, die hier oft bis zum Grabe mit Trübsal len ringen muß, ihre Aussicht in eine summersfreye Zukunft durch den Nebel solcher Schlüsse trüben? Versuchte man's denn noch; nun so mög sich die leidende Tugend, und mit ihr die weinende Freundschaft — denn sie gehört ja zum Geschlechte der Tugend — auf die Huld und Gerechtigkeit ihres Gottes getrost verlassen.

Wilh. Schwerlich, schwerlich wird auch ihre Zuversicht getäuscht werden. Ob man indessen besucht sey, eine bestimmte Art der Glückseligkeit, als daß Wiedersehen unsrer Freunde, selbst von der Gerechtigkeit Gottes zu erwarten, weiß ich nicht. Von seiner Güte freylich —

Mor. Und warum denn nicht von seiner Gerechtigkeit? Diese ist nichts anders, als die weise Güte, womit er seine Geschöpfe, dem Wohl des Ganzen und ihrem eignen Verhalten gemäß, behandelt. Ordnung und Harmonie in der moralischen Welt ist der wesentliche Gegenstand ihres

ihres Amtes. Verdienste müssen daher belohnt werden, und die Belohnung muß dem Verdienste angemessen seyn; auch der Art nach. Nun hat doch wohl die Liesbe — sie sey thätig, in welchen Verhältnissen sie wolle — ihre Verdienste, die vor dem höchsten Richter einer Vergeltung werth sind?

Wilh. Es müßte denn gar keine geben.

Mor. Was thut sie nicht alles, und was leidet sie nicht alles! Mancher treue Pythias wird seines eignen Glückes nicht froh, weil er seinen Busenfreund, seinen Damon, unter Kummer und Schmerz erliegen sieht, ohne ihm helfen zu können. — Manche Liebende, die von der Vorsehung so ganz für einander bestimmt schienen, werden von ihr selbst; noch mehrere durch väterlichen Groll, durch Ehrsucht, Geiz und tückische Bosheit getrennt, und sind elend durch eben das, was sie glücklich machen sollte. Romeo und Julie! Abelard und Heloise! Du kennst die Austritte ihrer Zärtlichkeit und ihres Jammers! —

Jene

Zene Mutter, — mit wie rastloser Sorgfalt wartet sie des theuren Säuglings, den sie, als eine Bürde, unter ihrem Herzen getragen, und mit Angst und Wehe geboren hat! Alle Ruhe und Bequemlichkeit verläugnet sie, um seine Noth zu lindern, sein Leben zu erhalten. Bekümmernisse, immer eine noch trauriger, wie die andre, drängen sich in ihrer Seele, und rauben selbst ihrem kurzen Schlafes sein ersquickliches. Das erbärmliche Schreyen der zarten, gemarterten Unschuld ist jedem fremden Ohre und Herzen unausstehlich, nur dem ihrigen nicht, welches gleichwohl am stärksten fühlet. Dies alles erträgt sie willig, erträgt es Jahre hindurch mit unsbegreiflicher Geduld und wird oft selbst ein Opfer ihrer Zärtlichkeit. In Wahrheit! Mutterliebe thut oft Wunder, die alle Wunder des Heldenmuths übertreffen! Und was hat sie zum Lohne? Sie hat ihn gerettet, ihren lieben Säugling, und nun gesellen sich zu den Sorgen der physischen Erziehung noch die der moralischen. Wie treulich hilft sie die junge Seele bilden, und den Saamen des Glücks in sie aus-

ausstreuen! Welche Schwierigkeiten sind dabei aufs neue zu überwinden! Wie entzückend sind aber auch jetzt ihre Aussichten! und wie nahe! Denn der Hoffnungsvolle Knabe wird nun ein Jüngling und — stirbt! Hin sind alle ihre Freuden! alle ihre Hoffnungen! Sie wird nicht erndten, was sie gesäet hat! wenigstens hier nicht! — Und auch dort nicht? Wie weit schlechter hätte es da die moralische Liebe, als der blinde Instinct? Wenn doch die menschliche Mutter nur ganz das Schicksal jeder thierischen hätte! Wenn sie nur auch so vergessen könnte! — Soll ich dich noch in den Kerker eines Calas führen, und dir seinen Abschied zeigen?

Wilh. Ach! Das hat Chodowiecki schon gethan! Der arme, schuldlose Greis! Wie er da sitzt! Wie ihn die Seintigen umringen! Man sieht's, seine Seele hing nie stärker an ihnen, nie zogen die Bande der ehelichen und väterlichen Liebe straffen an, als in diesem Augenblicke, da sie so gewaltsam zerissen werden. Gott! Das es je wirklich so eine Scene auf Erden gab!

hab! Ich möcht' — fluchen möcht' ich den
Barbaren, seinen Kichfern!

Mor. Nein! Fluche ihnen nicht!
Die Unschuld gemitshandelt zu haben, ist
Fluches genug! — Allein; so herbe Kränz-
kungen hat oft die Liebe zu erdulden, des-
sen alltägliche Verdienste schon so groß
sind. Welche Belohnung hat sie nun von
dem Vergelteter alles Guten zu erwarten? —
Wahr ist es, einer wohlwollenden Seele
vergilt sich ihr Thun und Leiden gewisser-
maßen immer schon von selbst. Durch
heylend wird ihre eigne Natur veredelt,
und das Gefühl ihres erhöhten innern
Werthes, ihrer verstärkten sittlichen Kräfte
versüßt ihr auch ihre bittersten Leiden, und
begleitet sie in die Ewigkeit. Dort wird
sie denn schon Gelegenheit zur ungehinder-
ten und reichlichen Befriedigung ihrer
wohlwollenden Triebe finden. Und wenn
sie nur die hat, so hat sie unstreitig eine
Belohnung, die ihren Verdiensten gemäß
ist. Ob dann die Gegenstände ihrer Thä-
tigkeit noch die nehmlichen sind, oder nicht?
darauf scheint am Ende so gar viel nicht

G

an-

anzukommen. — Über wirklich nicht? Warum ist denn Trennung von ihnen so unendlich schmerhaft? Ihre Natur bringt es so mit sich. Sie muß diesenigen die sie wahrhaftig liebt, unaufhörlich zu besitzen wünschen, und wird es wünschen, so lange sie das Daseyn behält. Diesen heissen Wunsch nun erfüllt zu sehen; eben die einst wieder zu finden, die sie noch tief im Tode mit ihren letzten Gedanken, ihren letzten sterbenden Empfindungen umfaßte; mit ihnen alsdann ein unvergängliches Glück zu theilen, mit welchen sie vormals Leid und Freude, Kummer und Trost, Zweifel und Hoffnung theilte; an ihren Vollkommenheiten sich zu ergözen, zu deren Wachsthume sie selbst ein großes bestrug? und nunmehr zugleich die ehedem wohl verkannte oder doch nur geglaubte Weisheit und Güte der Vorsehung, — deren Wege oft freylich so dunkel, so traurig waren — in ihrem hellsten Lichte zu erblicken: o gewiß! dies wäre nicht nur ein sehr wesentlicher Zuwachs ihrer Glückseligkeit; sondern gerade auch der angemessenste, der natürlichste Lohn für die wohl

wohlwollende Seele, indem er aus eben den Verhältnissen entspränge, worin sie so verdienstlich gehandelt oder gelitten hätte. Zudem will ja die Gerechtigkeit Gottes auch erkannt seyn. Und wer könnte sie besser erkennen, wer billiger ein Zeuge der Vergeltung seyn, als diejenigen, die uns mittelbare Zeugen des Verdienstes waren? Ist es daher nicht beynahe Pflicht jenen Lohn von Gott, dem Weisen, dem Güttigen, dem Gerechten zu erwarten? Und sollte er diese Erwartung nicht auch erfüllen wollen? — Zweifle, wer da kann? Ich vermag's nicht! Der uns so viele Furcht vor dem Tode gab, lässt uns nicht auf ewig dahinsterben; er schenkt uns das Leben wieder; Und eben der hätte liebenden Personen die Trennung noch bitterer, als den Tod gemacht, und trennte sie doch auf ewig? Nimmermehr!

Wilh. Nein! Nimmermehr! Das thut der unaussprechlich gute Geist nicht! Das wird er nicht thun!

Mor. Und doch, liebster Wilhelm! Wofern wir die Analogie zu Rath zies
G 2 hen?

hen; so, besorge ich, werden wir diesen zuversichtlichen Ton wohl wieder etwas herabstimmen müssen. Denn wie geht's hier im Leben? Die beweintesten Lieblinge werden nach und nach vergessen, oder doch so gut, als vergessen. Wenn man sich ihrer auch erinnert, so geschieht es doch nur selten, und immer seltner, immer älter.

Wilh. Dies also wäre auch in diesem Herzen einst Karolinens Schicksal und das meinige?

Mor. So bald gewiß nicht. Man braucht aber auch Zeit, um erst auszutrauern; der eine mehr, als der andre.

Wilh. Und wer die wenigste braucht, dessen Herz ist wohl nicht das ebelste, sollte ich meyuen.

Mor. Es ist aber nun einmal so und ist Gesetz der Natur! Wie sollte man auch sonst das Leben ertragen? Anfangs ist der Hinterbliebne kaum eines Trostes fähig. Allmählig aber, so wie andre

Din.

Dinge seinen Geisteskräften immer mehr zu thun geben, verwandelt sich oft die peinlichste Sehnsucht in ein ruhiges An- denken, und er findet alsdann in neuen Verbindungen leicht eben so viel, vielleicht noch mehr wieder, als er eingebüßt hatte. Ueberhaupt ist uns auch zu unserm Glücke kein endliches Wesen schlechterdings unent- behrlich. Vielleicht haben wir also in ei- nem Stücke zu viel vorausgesetzt. Viels- leicht ist die vom Todesschlaf erwachte Seele ihrer ehemaligen Lieblinge nicht mehr so lebhaft eingedenkt; oder wird doch, un- ter der Menge angenehmer Beschäftigun- gen mit der Zeit vollkommen gleichgültig gegen sie. Mit der Zeit, Wilhelm!

Wilh. Von der meinigen sollte mir's leid thun! Immer hat michs an dem großen Haller verdrossen, daß er, der sei- ne Mariane mit so heissem Affekt beklagt hatte — und es waren doch keine Dic- ter + Klagen — nachgehends doch von Elz- sen sagen konnte:

Ich hatte dich aus einer Welt erlesen,
Aus einer Welt wählt ich noch jetzt dich!

G 3

Ar.

Arme Mariane, dacht ich, also dich nicht!

Mor. Da siehst du! Ich muß wohl gestehen, es war mir selbst nie so ganz recht von ihm. Doch las uns den Mann entschuldigen, der eine zweyte würdige Gattin verloren hatte, und diesen Verlust stärker fühlen mußte, weil er neuer war. Er konnte beym Schmerz der noch blutenden Wunde an die Narbe der vorigen nicht gedenken. Es scheint freylich, als habe er Marianens nicht mehr gedacht; und gleichwohl hätte ich seinem Herzen die Noth nicht gönnen mögen, daß es eine ausschließende Wahl unter beyden gegolten hätte. — Du glaubst aber, wie es scheint, Haller sei durch seine Zärtlichkeit für Elisen ungerecht gegen Marianen geworden. Woher dieß? Ist etwa der Gatte zu tadeln, der ein zweytes, ein drittes Bündniß schließt, nachdem der Tod das vorhergehende aufgehoben hat, und der nun mit gleicher Wärme liebt, wie vorhin? Ist er zu tadeln?

Wilh.

Wilh. Ich weiß nicht! Aufrichtige Liebhaber geloben sich eine ewige Treue, und wenn sich eine Wiedervereinigung hoffen lässt —

Mor. Wie denn? Wird man bünd
brüchig gegen den ältern Freund, indem
man eine neue Freundschaft eingehet?

Wilh. Über den ersten Platz in deinem Herzen möchte ich doch gerne behalten, wenn ich ihn je gehabt habe. Und hier ist auch nicht von bloßer Freundschaft die Rede, sondern von Liebe. Diese darf nur einen Gegenstand haben, man müßte denn, wie ein Sultan, lieben.

Mor. Verstehe dich selbst nur recht.
Was geloben sich einander die Liebenden? Was können sie sich geloben? Ewige Treue vielleicht! Aber auch ewige Liebe?

Wilh. En ich dachte doch!

Mor. Also Liebe bis in den Tod!

Wilh. Und in alle Ewigkeit, so Gott will!

Mor. Nun! Da können sie vernünftiger Weise nicht ihre Leidenschaft meynen;

nicht die besondere Art der Liebe, die ein ausschliessendes Recht übt. Denn dieses Recht, so wie diese Liebe selbst, beruht doch nur auf äusserlichen Verhältnissen, die in Ansehung der Seele selbst und ihrer sittlichen Gefühle nicht wesentlich sind, und die zugleich mit dem gegenwärtigen Leben ein Ende nehmen. Sie können also nur den Bund ihrer Seelen, nur die reine Freundschaft meynen, die auch nach Aufhebung aller irdischen Verhältnisse bestehen kann. Allein, diese leidet mehrere Theilnehmern, und wenn sie noch so zärtlich ist. Was sündigt also der, welcher zum zweyten male liebt? Muß gleich der abwesende Freund dem gegenwärtigen, muß hier gleich Freundschaft der Liebe nachstehen; es nun, die erste Geliebte behält, was sie behalten konnte, und die zweyte wird das unheimliche Schicksal haben. In jenem Leben aber können mehrere an dem zärtlichsten Bunde Theil nehmen.

Wilh. Ob feurige Liebhaber dir dies wohl einkräumen? Ich zweifle noch! Vermuthlich würden sie diese reine Freundschaft

schaft für einen ziemlich schaalen Ueberrest
ihrer Liebe halten.

Mor. Und da in der That nach sehr
verkehrten Begriffen urtheilen. Vielmehr
wird sich die himmlische Freundschaft zu
der reinsten irdischen Liebe verhalten, wie
ein geistreicher! erquickender Wein zu dem
gährenden Moste, aus welchem er, wie
Absonderung aller unedlern Bestandtheile,
erzeugt worden.

Wilh. Aber wahr ist es doch: ein
so inniges, so ganz ungetheiltes, in aller
Absicht vollkommenes Interesse, wie die
Liebe, hat die Freundschaft nie, auch die
feurigste nicht. Jene beseelt mit einem
ganz andern Feuer! Ihre Freuden sind
noch weit süßer und noch weit heißer ihre
Thränen! Nicht so, liebster Moritz?

Mor. Freylich, freylich! — Das
macht, weil Freundschaft nur unsern Geist,
Liebe hingegen den ganzen Menschen, auch
seine Sinnlichkeit, interessirt, und weil
überhaupt zwischen Mann und Weib ein
weit engeres Verhältniß statt findet, als
zwischen Personen von demselben Geschlech-

te. Allein, dieser Unterschied wird künftig wegfallen.

Wilh. Was ich aber glaube? Dass er nicht so ganz und gar wegfallen werde. Denn ist nicht gewissermaßen den Seelen selbst ein Geschlechts Charakter eigen? ein männlicher den männlichen und ein weiblicher den weiblichen Seelen? Und sollte nicht auf diesem contrastirenden Verhältnisse auch noch künftig ein höherer Grad der Zuneigung, ein ganz eignes Interesse beruhen?

Mor. Immerhin, Wilhelm! Aber doch nur ein geistiges Interesse, wie zwischen Freunden; mithin noch keine Verbindung, die jeden dritten ausschlösse. Wer weiß, eine solche mag unsrer künftigen Verfassung überhaupt, und den erhöhten Kräften unsers Geistes nicht einmal recht angemessen seyn. Wir werden freylich den einen mehr lieben, wie den andern, und natürlicher Weise den am meisten, der schon ehemal ein Gegenstand unsrer innigsten und vertraulichsten Liebe gewesen. Doch, wie gesagt, die zärtlichste

ke Freundschaft kann mich nicht verpflichten, jeden andern weniger zu lieben, als ich ihn dessen werth finde. Auch findet keine Eifersucht zwischen denen statt, die mit grösster Eintracht alles aus selbst ihre Liebe unter einander gemeinschaftlich besitzen und genießen. Dies wär ja der Fall mit dem Grafen von Gleichen und seinen beyden Frauen; also selbst in einem Bunde, der, seiner Natur nach, kein ganz ungetheiltes Interesse, mithin keine völlige Eintracht unter mehrern zugelassen scheint.

Willh. So verzeihe mir, Geist des großen Hallers!

Mor. Indessen sehn wir an seinem Beispiel, wie an unzähligen andern, daß auch Leute von dem besten Charakter, und die nichts weniger, denn frostig geliebt hatten, bei einer zweyten zärtlichen Verbindung das Andenken der ersten ganz ruhig in ihren Herzen aufbewahren können. Warum sollte ihnen dies künftig nicht eben so möglich seyn? Und was versäumte denn die göttliche Güte eben großes, wenn sie

eis

einen, kaum mehr vorhandnen Wunsch unerfüllt ließe?

Wilh. Gleichwohl entsprang dieser Wunsch aus einer so edlen Quelle! war so ganz in unsrer sittlichen Natur, in einer wahren Vollkommenheit unsrer Seele gesündet!

Mor. Mir deucht, dieser einzige Grund sei auch hinlänglich gegen alle Zweifel. Da jene analoge Erfahrungen nicht bloß veränderliche Schicksale, sondern die unveränderliche Natur unsrer Seele betreffen: so lassen sie allerdings versmuthen, daß, wenn es der Vorsehung ges fallen sollte, uns auf ewig zu trennen, wir uns endlich wohl, wiewohl immer nur halb, zufrieden geben würden. Wie müßten! und der Nothwendigkeit widersteht man nie lange! Deswegen aber bleibt es doch durchaus unwahrscheinlich, daß die Vorsehung es wollen werde, es wollen könne. — Aber edle Herzen empfinden, wie du, den Werth der Treue. Gedermann würde mit Recht den Fühllos-
sen

sen verachteten; der sich, ohne Hoffnung
des Wiedersehens, und doch ganz ruhigen
Muthe, von seinen bewährtesten Freunden
trennen könnte; oder den Leichtsinnigen,
in dessen Busen die warme Zärtlichkeit,
die er heute bey dem Abschiede füh-
len mag, morgen schon zu einem gleichs
gültigem Andenken erkaltet, und noch ei-
nen Tag später ganz und gar verschwun-
den seyn wird. Hingegen halten wir den
für liebenswürdig, der nicht nur seinen
Lieben unverbrüchlich ergeben bleibt, so
lange das Schicksal ihn und sie bensam-
men läßt, nicht nur mit Wehmuth von ih-
nen scheidet; sondern auch dann noch,
wann die Jahren der ersten Wehmuth schon
längst aufgetrocknet sind, sich ihrer noch
oft, und nie ohne zärtliche Regung erin-
nert. Und unser Herz gefällt sich selber
so wohl im Gefühl seiner Treue, daß es
eben deswegen nur zu gerne seinen zärtli-
chen Gram übertreibt. Es bleibt also das
bei: ein edles Gemüth, das einmal wahrs-
haftig geliebt hat, kann sich zwar durch
Hoffnung oder aus Nothwendigkeit beruh-
igen, aber nie gleich gültig werden, nie
ganz

ganz den Wunsch der Wiedervereinigung mit den Geliebten aufzugeben. Weiter können jene Erfahrungen auch nichts beweisen.

Wilh. Ja, und noch mehr. Die Beharrlichkeit in solchen Gesinnungen ist nicht bloß, als ein Vorzug des Charakters, sondern sogar, als eine wahre Pflicht anzusehen. Der Mensch hat kein kostlicheres Eigenthum als die Zuneigung seines Herzens. Wer mich also liebt, der schenkt mir das beste, was er hat, und was keines Tyrannen Gewalt von ihm erspressen könnte. Ich bin ihm daher Dank schuldig, wenn er mir auch weiter keine Dienste erwiesen hat. Hat er vollends zu meinem innern und äußern Glücke vieles beigetragen; zu wie vieler Dankbarkeit bin ich ihm dann verpflichtet! Dankbarkeit aber darf da noch nicht aufhören, wo die Gelegenheit, sie zu befriedigen, aufhört.

Mor. Du bist mir mit dieser Betrachtung zugekommen. Treue und Dankbarkeit also kann und wird in keinem himm-

himmlischen Charakter fehlen. Und nun? Was wird der Urheber unsrer Natur künftig über uns verfügen? Wird Er, der jede sittliche Vollkommenheit an uns so hoch schätzt, und uns solches hier schon so kräftig zu empfinden giebt, wird Er nicht unsre ewigen Schicksale den guten edlen Gesinnungen unsrer Seele gemäß einrichten?

Wilh. Züberflüssig!

Mor. Sollen Treue und Dankbarkeit, diese schönsten Tugenden unsers Herzens, stets mit unsrer wahren Bestimmung unverträglich seyn? wie ihre ganze Anwendung leiden?

Wilh. Nein gewiß nicht!

Mor. Kann es also in unsern künftigen Verbindungen einen steilen Wechsel, immer aufs neue fränkende Trennungen geben?

Wilh. Trennungen vielleicht; aber nicht auf immer! Dann sehe ich aber auch keinen Grund, warum eben die frühesten

hesten Bindnisse unsers Herzens allein sollen auf ewig getrennt bleiben.

Mor. Es giebt auch keinen! Die Theilnehmer unsrer jetzigen Schicksale beshalten das älteste Recht auf unsre Liebe; unsrer Daseyn ist mit dem ihrigen, so zu reden, schon in den Wurzeln verschlochten; sie haben von jeher einen so wichtigen, einen unvergesslichen Einfluss auf unser Glück gehabt; durch den Reiz so vieler gemeinschaftlichen Erinnerungen müste dort ihr Umgang uns vor allen der angenehmste seyn, wie er es hier gewesen; zu dem würde die Wiedervereinigung mit ihnen eine Erfüllung unsres sehnlichsten und natürlichen Wunsches, die beste Vergeltung unsers geselligen Thuns und Leidens, die herrlichste, sichtbarste Rechtsfertigung der Vorsicht und der angemessenste Beweis des gnädigen Beyfalls seyn, dessen Gott unsser Vertrauen auf seine Güte und die kreuen, wohlwollenden, dankbaren Gesinnungen unsers Gemüths gewürdigte hätte. — Ja, liebster Wilhelm! ich schwörte dir eine ewige Freundschaft; denn ich darf es! So gewiß die Wege der Vor-

ses

sehung lauter Güte und Wahrheit sind —
Wir werden uns wiedersehen!

Wilh. O dann wollen wir noch oft des heutigen Tages gedenken! noch oft mit entszückter Seele einander sagen: wir dachten es wohl! — Doch noch eine Frage: wie werden wir uns erkennen? wird unser neue Leib die Gestalt, die kennbaren Züge des irdischen an sich tragen? Ich würde dies ohne Bedenken annehmen, wäre nur nicht so manche liebenswürdige Seele mit einer reizlosen Hülle umgeben.

Mor. Auf diese Untersuchung wollen wir uns lieber gar nicht einlassen. Mag sich die Phantasie damit belustigen, wenn sie will; für unsren Verstand ist sie zu hoch. Was bedarf es deren auch eben? In jeder Gestalt, hoffe ich, werden sich liebende Seelen einst erkennen, wie ich dich in jeder Kleidung erkannt haben würde; wo nicht beym ersten Anblicke, doch bald genug!

Wilh. Ja, was das betrifft — Mein Gesicht bleibt in jeder Kleidung das nehmliche. Wie aber, wenn du mich, meiner gänzlich veränderten Bildung und Sprache wegen, für eine ganz neue Bekanntschaft

hieltest, und mir ginge es, in Unsehung bei-
ner, eben so? Soll die Wiedervereinigung
uns zur Freude gereichen; so ist es doch ein-
mal nothwendig, daß wir uns wirklich für
die ehemaligen Freunde erkennen.

Mor. Dafür wird der schon sorgen, der
für alles sorgt. Genug, daß wir ihm die
huldreiche Absicht zutrauen dürfen. Gesezt
auch, von unsrer irdischen Bildung werde
kein ähnlicher Zug mehr übrig bleiben; den-
noch wird es keine Noth haben, auch keiner
besondern Offenbarung bedürfen. Gott darf
nur einen Umgang zwischen uns vermitteln,
und es dann uns selbst überlassen, die kost-
bare Entdeckung zu machen. Es kann nicht
fehlen, die Mittel des Umgangs werden uns
bald den verbrüdeten Geist zu erkennen ge-
ben. Siehe, wird etwa der eine sprechen, in-
dem er seine vorigen Schicksale einem seiner
himmlischen Busenfreunde erzählt, der war
ich und so hießen meine Freunde. Aber die
zärtlichste Neigung meines Herzens besaß eine
Freundinn, die mit jedem Reize der Tugend
geschmückt, einer frühen Unsterblichkeit wür-
dig erfunden ward. Oft sprachen wir mit
einander von den Wohnungen der Freunde
und

und von der unaussprechlichen Wonne des Wiedersehens nach der langen gefürchteten Trennung. Denn wir hofften zu dem Gott der Liebe, nicht auf immer getrennt zu bleiben, sondern dereinst uns wieder zu finden, und dann, die Ewigkeit hindurch nur ein freudenvolles Schicksal zu theilen. Nicht lange, so mussten wir uns trennen, noch ehe wir ganz verbunden waren. O der peinlichen Trennung! Nicht sie allein, auch ich rang mit dem Tode, da sie starb, mit ihrem Tode! Allein, ihr emporsteigender Geist schied mit dem zuverstichtlichen Zuruf von mir: so wahr der Allgütige lebt, wir sehen uns wieder. — Indem er so mit dem neuen Gespielen redet, horcht ihm dieser mit freudigem Erstaunen zu und hat Mühe, sich zu halten. Und nun stürzt er ihm in die Arme und ruft: ja, der Allgütige sey gepriesen! Ich bins, die du suchest, die du vornthals deine — Karoline nanntest.

Willh. Gott! daß ich dabei seyn sollte, als Zeuge und Mitgenosse eures auf ewig erneuerten Bundes! Welch eine Scene muß das seyn!

§ 2

Mor.

Mor. Ach! du hast noch keine geliebtere Person verloren; noch nie den Jammer einer solchen Trennung, die nachmalige Leereheit der Seele, den Ueberdrusß seiner selbst, die Quaal vernichteter Hoffnung und die härmende Sehnsucht eines Verlaßnen gefühlt, mithin immer nur kalte Vorstellungen von jener Freude. — Hast du eine Geliebte, Wilhlem?

Wilh. Nein, noch keine.

Mor. Aber doch eine Schwester, die du sehr zärtlich liebst.

Wilh. So zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat.

Mor. Und eine fränkliche Schwester.

Wilh. So schreibt mein Oheim. Es hat aber doch keine Gefahr, will ich hoffen?

Mor. Wer steht dafür?

Wilh. Nein, nein doch! Aber morgen im Tage will ich hin. Du begleitest mich doch?

Mor. Wie gerne, wenn's die Umstände litten! — Stelle dir indessen einmal rechlebhaft vor, als wenn du jetzt ankämst,

und

und die liebenwürdige Henriette, auf deren schwesternliche Lieblosungen du dich Jahre lang gefreut, nicht vor der Thüre, nicht am Fenster, auch nicht im Bette, sondern — im Sarge anträfest.

Wilh. Ach, Moritz! wozu das? Mich schaudert bey dem Gedanken!

Mor. Und dann, liebster Wilhelm, wenn du von dieser traurigen Idee recht voll bist, wenn du gleichsam nun selbst erfahren hast, welche Pein die Zerreissung so zärtlicher Bände verursacht, dann gesinne dir den seligen Austritt des Wiederschens!

Noch oft erinnere ich mich einer rührenden Begebenheit, von der ich selbst in II^{**} ein Augenzeuge gewesen bin. Ich wußte nicht, daß ich sie dir schon eher erzählt hätte; sie verdient es aber! Der würdige Mann, dessen Haus- und Tischgenosse ich während meines dortigen Aufenthalts war, lebte als Wittwer, und die Wirthschaft führten ihm seine Nichte und sein Mündel, ein paar junge Frauenzimmer von dem besten Charakter.

Die letztere hieß Karoline, und die Nichte — wie hieß sie doch noch? — Henriette, wo mir recht ist. Diese guten Kinder hatten seit einiger Zeit einen sehr schweren Kummer auf dem Herzen. Denn, Karolinens Bräutigam, und Henriettens einziger Bruder, die sich in Handlungsgeschäften fast zu gleicher Zeit nach England eingeschifft hatten, kamen gar nicht wieder. Schon acht Monate waren verstrichen, und sie kamen nicht. Auch war bisher nicht die mindeste Nachricht weder von ihnen, noch von den Schiffen eingelaufen. Da nun überdem den vierten Tag nach ihrer Abfahrt ein heftiger und anhaltender Sturm aus Süden geweht hatte; so schien nichts gewisser zu seyn, als daß beyde ihr Grab in den Wellen gefunden. Du kannst also leicht denken, wie untröstlich Braut und Schwester gewesen! Und wie hätte man ihnen auch noch irgend einige Hoffnung machen können? — Eines Nachmittages waren sie zum Unglücke über jene rührende Erzählung im Gellert gerathen, wo die junge Doris tott auf den herangeschwommenen Leichnam ihres Gatten hinsäßt. Vielleicht ward sie noch nie mit so inniger Theiss

Theilnehmung gelesen; da die eine ihres Vers
lobten, die andre ihres Bruders Leichnam
zu sehen glaubte. Dies versenkte sie nun
vollends in die tiefste Schermuth. Hens-
riette insonderheit, von Natur etwas leb-
hafter, wie ihre Freundinn, wies diesmal
jeden Versuch, sie zu trösten, mit Unwillen
von sich; wie sich denn überhaupt die brüs-
tende Phantastie des Schermüthiger ungers-
ne fören lässt. Was war da zu thun? Ich
und mein Wirth griffen zum Schachbrett
und überliessen die armen Mädchen ihrer
Laune. Doch kaum hatten wir angefangen,
als plötzlich ein Freund vom Hause mit einer
äußerst bedeutenden Miene ins Zimmer trat.
Beyde matt! rief er, und warf uns die
Steine durcheinander. Ich denke Sie besser
zu unterhalten. — Und womit denn? —
Mit einer Neugkeit! einer sehr wichtigen,
sehr angenehmen Neugkeit! — Wir batzen
ihn, unsre Neugierde nicht lange zu fol-
tern — So wissen Sie denn, fuhr er
fort, daß ein Todter wieder lebendig gewor-
den, um es noch etwas länger unter uns
zu versuchen; und, damit Sie dies nicht auf
mein bloßes Wort glauben dürfen: —

H 4

Da!

Da! Hier ist der Beweis! Hiermit reichte er Henrietten einen Brief. Wie? rief diese bestürzt, so bald sie die Aufschrift sah; von meinem Ferdinand? Also lebt er noch? Also lebt mein Ferdinand noch? Sie hätte fast den ganzen Brief beym Aufmachen zerrissen, so flog ihr die Hand. Er war wirklich von ihm, und aus Kopenhagen datirt. Ihr Bruder meldete ihr darin nur kurz, daß er durch einen gewaltigen Sturm — eben den, dessen ich vorhin erwähnte — nach den Grönländischen Gewässern verschlagen worden, dort überaus viel Elend ausgestanden, und nachdem er mit genauer Noth einem Schiffbrüche entgangen, den Winter in Norwegen habe zubringen müssen. Hier sey er in eine langwierige Krankheit verfallen, jetzt aber völlig wieder hergestellt, und gedenke mit ehestem, so bald er nur noch einige Sachen in Ordnung gebracht, selbst wieder in U** einzutreffen. — Welche Freude! — Aber, wie kam denn der Brief in ihre Hände? fragten wir jetzt den Freund. So ganz von ungefähr, hieß es. Ein Fremder, den ich im Kaffeehouse antraf, gab sich mit mir ins Gespräch und erkundigte sich

bey

bey mir unker andern nach einer gewissen
Henriette Arnhold, an die er einen Brief zu
bestellen hätte. Ich versicherte ihn, diese
Henriette sey meine sehr gute Freundinn,
und erbott mich, den Brief sogleich selbst zu
besorgen. Bey weiterer Nachfrage erfuhr
ich denn auch, daß er unsern Ferdinand
recht wohl kennte, und um alle seine gehab-
ten Schicksale wußte — Nun! rief Hens-
riette hitzig, und sie brachten ihn nicht selbst
her? — Nur gemach! versehete er: er wird
auch schon kommen! Allensfalls kann ich
ihu den Augenblick herbev rufen. Er ist
nicht weit! — Wo denn? Wo denn? —
Im Vorzimmer. Nur erschrecken Sie nicht;
sein Gesicht hat viel bekanntes! — Gross-
ser Gott! schrie Henriette, und war schon
zur Thüre hinaus, lag schon am Busen des
geliebten Bruders in Ohnmacht! — O
Wonne des Wiedersehens! wie süß wirst du
nicht dereinst seyn, wenn die Seele dich ganz
wird fassen können; wenn kein zu enges
Herz mehr den Lauf eines schwelenden Blus-
tes hemmen, und dich selbst unerträglich
machen wird! — Wir brachten Henriett-
en wieder zurechte, und liessen den ersten

Umgestüm ihrer Leidenschaft ein wenig vers
brausen. Sodann aber mußte Ferdinand
seine Gegebenheiten erzählen, und er that
es mit einer Nährung, die ihn oft stotternd
machte und uns allen die Thränen häufig
aus den Augen lockte. Mit einem steten
Wechsel von Schauder und Freude vernah-
men wir jetzt die ganze lange Reihe von Ge-
fahren und Rettungen, aus welchen seine
Reise bestanden hatte. Uns starnte das
Blut in den Adern, als er uns die erlittne
Kälte beschrieb, die so heftig gewesen, daß
ihnen der Athem fast noch im Munde gefro-
ren, ihre Hände oft an Tauen und Masten
vest geflebet, und ihre Leiber gleichsam zu
halblebendigen Mumien eingeschrumpft wos-
den. Das Gemälde von den Zusäßen des
Schaarbocks erregte uns Ekel; aber wir
empfanden ihn gerne, weil er unser Mitleid
vermehrte. Wir glaubten uns selbst auf
dem Schiffe zu befinden, sahen unermäßli-
che Eisselder und Eisberge auf uns eindrin-
gen; geriethen in eine eingebildete Verzweif-
lung, indem sie jetzt unser armes Schiff
von allen Seiten einklemmten und es zu zer-
brechen drohten; entsetzten uns vor dem na-
hen

hen Schicksale, entweder zu sinken oder vor Frost und Hunger umzukommen, oder ein Raub ausgehungerner Bären zu werden, deren grimmige Täzen wir schon über den Rand des Verdecks hervorklimmen sahen; und freuten uns dann, als wären wir selbst gerettet, indem es hieß: ein glücklicher Windstoß habe endlich die Eismassen ges trennt, und sie wieder in freyes Wasser gebracht. Kurz, jeder grausenvolle Umstand vermehrte unsre zärtliche Theilnehmung, und machte den Mann uns werther, der so vieles erdulden müssen. Er selber gestand, daß er um vieles nicht die Erinnerung des ausgestandnen Elendes und der überwundenen Gefahren missen wollte; indem sie sein ganzes Leben hindurch eine Wurze aller seines Vergnügen und Bequemlichkeiten seyn würde. Über, setzte er mit einer zärtlichen Umarmung seiner Schwester hinzu, für ein menschliches Herz ist in jeder schrecklichen Lage das schrecklichste der Gedanken! Ach! die armen Deinigen! Wie sehn wir uns wieder!

Dies

Dieser Gedanke belastete das Gemüth unsrer armen Karoline mit seinem ganzen Gewichte. Sie ward durch die Erzählung noch ganz anders gerührt, als wir übrigen. Mit ihrem Schrecken war es wirklicher Ernst; weil sie in aller der Noth und Desgefahr ihren Geliebten erblickte, und den Trost nicht hatte, auch ihn gerettet zu wissen. Sie konnte daher an dem Glücke ihrer Freundinn auch nicht mit ihrer gewöhnlichen Wärme Theil nehmen; ihr gutes Herz that genug, indem es seinen Gram verbiss, um jenes durch keine Wehklagen zu verbittern. Aber auch ihr hatte die gnädige Vorsehung eben das Glück aufgehoben, dessen Hens rierte so froh war. Vierzehn Tage verstrichen; einige Kanonenschüsse verkündigten die Ankunft eines Schiffes; ein schnelles Geschick verbreitete sich, es sey eines von den beyden, die man so lange für verloren geachtet, und das Gerücht hatte diesmal Recht. Ich lief mit Ferdinand an den Strand; er war voll Menschen; viele standen mit den Zähnen im Wasser. Das Volk hier und das auf dem Schiffe war einander ein Echo des lauten Jubels. Lachen und Weinen

Weinen, Händeklatschen, Springen, Aufwerfen der Hüte, Umarmungen, kurz, als le Neuerungen der Freude kamen hier zusammen. Auch mir fiel jemand um den Hals, den ich sonst nie mit Augen gesehn hatte, und ich küßte ihn wieder, als ob er mein Bruder gewesen wäre. Manche, die sich längst für Witwen und Waysen hielten, bekamen nun mit einem male Mann und Vater; und, die auf ihr Leben selbst schon längst Verzicht gethan hatten, Weib und Kinder zurück. Die Zärtlichkeit, womit sie einander empfingen, gewährte mir das angenehmste Schauspiel, und machte der Menschheit Ehre, wenn sie sich gleich, der rohen Erziehung der Meisten, und der natürlichen Wildheit ihres Charakters gemäß, etwas unbändig ausließ. Ist doch die Freude allemal, auch bey noch so gesitteten Personen, etwas ungestüm, wenn sie plötzlich und nach einem verzweiflungsvollen Kummer entsteht. Ich selbst, Wilhelm, ich hatte Mühe, mich ruhig zu freuen. Mir war immer zu Muthe, daß ich wohl ein Herr Gott dich loben wir: angesummt hätte; und mit Deucht, es sollte

te

te sich zu dieser Gelegenheit noch wohl so gut geschickt haben, als nach blutigen Sies-
gen. — Diese Seefahrer nun hatten alle
dieselben Schicksale und noch härtere aus-
gestanden, als ihre anfänglichen Gefähr-
ten, und auf eine sehr traurige Weise, ich
weiß selbst nicht mehr, ob in Island oder
gar in Grönland überwintert. Jetzt was-
ren sie da! Ein Sturm hatte sie in den
Hafen gejagt.

Wilh. Nun? und Karolinens Lieb-
haber?

Mor. Stieg auch ans Land. Wir
nahmen ihn in Empfang, und beredeten
ihn mit Mühe, sich noch ein kleines Stünd-
chen zu gedulden. Hencietten aber gönn-
ten wir das edle Vergnügen, ihre Freun-
dinn während der Zeit stufenweise von
Verzweiflung zu Hoffnung, von Hoffnung
zu Erwartung, und so allmählig bis zur
völligen Gewissheit von seiner Ankunft zu
leiten. Drauf brachten wir ihn zu ihr.
Er zitterte, daß er kaum zu gehen vermochs-
te! ihre Stimmen begegneten sich noch
eher,

—
eher, als ihre Blicke; sie rissen sich beide
los, und nun — — du hast ja selber ein
Herz, um zu fühlen, und, Freund,

diese Scene

Will nur gefühlt und nicht beschrieben
seyn.

Es war die Scene der höchsten Menschen-
wonne! Wer aber, des Vorgefallnen, und
der menschlichen Natur unkundig, hereins-
getreten wäre, hätte sie vielleicht verkannt,
und für eine Scene des Jammers gehal-
ten. Denn wir alle weinten, und die bren-
den Liebenden schluchzten. Und glaube
mir, auf alles Lachen will ich gerne ewig
Verzicht thun, wenn ich öfter solche Thrä-
nen mit weinen sollte, wie damals! So
ward der Liehaber seiner Geliebten, der
Bruder seiner Schwester wieder geschenkt,
und jetzt erkannten sie ihre bisherigen Trübs-
ale für eine Wohlthat.

(Wilhelmen bey der Hand fassend)

Ja! Freund! Läß uns unsern huldreichen
Schöpfer verehren, der gewiß kein Leiden
über uns verhängt, welches nicht, durch
seine weise Fügung, ein Keim künftiger Se-
ligkeiten für uns wäre. Zu manchen dersel-

selben sind vorhergehende Leiden nothwendige Mittel. Unsre Natur bringt es einmal so mit sich. Und wenn denn der Vater unsrer Natur unser Gegenwärtiges verbittert; nun, so thut er es, aus zärtlicher Fürsorge für unsre Zukunft. Ein solches Vertrauen zu ihm, und eine willige Ergebung in seinen Willen, ist unsre kindliche Pflicht. Wir haben stets Ursache zu sagen: der Name des Herrn sey gelobet! Nimmt er uns also die Lieblinge unsers Herzens — sie sind das beste unsrer irdischen Güter; sie zu verlieren, ist unser grösster Schmerz! — aber gelobt sey auch dann der Name des Herrn! Ohne diesen Schmerz würds sie einst nicht möglich seyn, die Freude des Wiedersehens. — — Nicht wahr, mein Wilhelm? — —

Wilh. Ach, Moritz! das Beben deiner Stimme erschüttert mich durch und durch, und dieser zärtliche Händedruck macht mir Herzklöpfen! Ich sträube mich gegen einen Gedanken, der sich mir gewaltsam aufdringt. Aber wahrlich! du hast noch ein Geheimniß im Hinterhalte.

Mor.

Mor. Ich muß es freylich gestehen; ich habe dir meinen Kummer erst zur Hälfte entdeckt. Mich traf kürzlich ein neuer Streich, von dem die schon benachte Wunde auch wieder blutet.

Wilh. Dich traf er? Dich selbst?

Mor. Mich oder meinen Freund — ist da ein Unterschied?

Wilh. Mich also! Mich!

Mor. Uns beyde! den einen etwas früher, den andern vielleicht etwas härter. — Es war eine Nachricht, die mir die Freude, dich zu empfangen, sehr verzögerte.

Wilh. O Gott! Meine Ahndung täuscht mich gewiß nicht! — Das schöne Kleeblatt! —

Mor. Um dir die Rückkehr in deine Heymath nicht gleich anfangs zu verletzen; um dein Gemüth vorher auf den gesorgten Ton zu stimmen —

Wilh. Freund! ich bin schon mehr, als zu sehr gestimmt! Keine Vorrede weißter! Sage nur, ist sie etwa todkrank?

J

Mor.

Mor. Vermuthlich sprichst du —

Wilh. Von ihr! Von Henrietten!
Von der einzigsten Schwester, die ich habe,
oder — gehabt habe! Sage, ist sie todts
frank und ohne Hoffnung?

Mor. Nein!

Wilh. Das du Ja sagtest! Ich
wollte viel um dieses traurige Ja geben —
Ich werde sie also auch nicht mehr im
Vette antreffen? — Nicht? — Auch nicht
einmal im Sarge mehr?

Mor. Hier ist der lezte Brief deines
Oheims; lies ihn selbst!

Wilh. Cliest ihn flüchtig, und wirft ihn
mit Heftigkeit von sich; fügt dann den Kopf
auf die linke Hand, die auf dem Knie ruhet,
und blickt starr zu Boden. Nach einer ziemlic
hen Pause faszt ihn Moritz bey der Schulter.
Lass mich!

Mor. Aber mein armer Freund! —

Wilh. Lass mich, ich bitte dich!

Mor. Nur nicht diesen summen
Schmerz! Lass deinen Moritz —

Wilh.

Wilh. Sie war meine einzige Schwester!

Mor. Freylich! und eine so gute!

Wilh. O, es gab nie eine bessre!

Mor. Dein Gram ist auch sehr gescheit —

Wilh. So gönne mir ihn!

Mor. Ich will ihn auch nicht wegtrösten; nur theilen will ich ihn mit dir! Wer könnte das besser, als ich! Ich selbst hatte drey blühende Schwestern, und sie starben in ihrer Blüthe! Auch eine Braut hatte ich, und sie verschied in meinen Armen!

Wilh. (Aufsteckend) Dies quält mich eben! Dies am meisten! daß sie nicht in meinen Armen verschieden ist; daß ich nicht wenigstens noch auf ihren erblaßten, eiskalten Mund noch einen brüderlichen Abschiedskuß drücken durste; daß ich, (mit einem plötzlichen Thränengusse) daß ich sie unter jener Linde im Vorhofe, wo sie bei meiner Abreise so herzlich weinte, zum letztenmale soll gesehn; zum letztenmale umarmet haben! O dies; —

Wiederholung

J 2

Mor.

Mor. Zum letztenmale, mein Freund?
Wahrhaftig nicht! Künftig wieder, und
dann auf ewig! Komm! zu Karolinens
Grabe! Sie war die Busenfreundin deiner
Schwester! — Komm!

— Bild O. I. 1688072527/phys_0150
Seants

Beantwortung
einer
freundschaftlichen Kritik
des
vorhergehenden Gesprächs.

33

gluttoratiorum

100

gluttoratiorum

100

gluttoratiorum

100

Wertheimer Freund!

Sie haben gütigst' meine Bitte erfüllt,
und über mein Gespräch vom Wieders-
sehen eine Kritik gemacht; wofür ich Ihnen
recht sehr verbunden bin. Das ich Ihnen
nur in einigen Stücken, und mir
selbst in den meisten Recht gebe, versteht
sich ja wohl von selbst. Ob Sie mir aber
jetzt auch überall Recht lassen werden, wo
ich es noch zu haben glaube; das ist eine
andre Frage. Inzwischen erlauben Sie
mir, es zu hoffen — Sie sind ja mein
erbetner Opponent — und in dieser Hoff-
nung Ihre philosophischen Einwüsse, so
gut ich kann, zu beantworten. Aber auch
nur die philosophischen. Denn ihre übris-
gen Erinnerungen habe ich zum Theil still-
schweigend genutzt; zum Theil hebe ich sie

zur Unterhaltung für die angenehmen Stunden des Umganges mit Ihnen auf.

Vermuthlich wird es mit zu meiner Vertheidigung behülflich, also nicht überflüssig seyn, wenn ich Ihnen vorher den ursprünglichen Gang meiner Ideen etwas deutlicher, in einzelnen Sätzen, vorzeichne, als es im Dialogen selbst geschehen konnte. Die dia-logische Form ist überhaupt eine der schwersten, die sich ein Schriftsteller wählen kann. Ich habe den Versuch gemacht, und will herzlich froh seyn, wenn er mir nur nicht gänzlich verunglückt ist. Da hier kein systematischer Zusammenhang der Ideen statt findet, wie in einer blossen Abhandlung; da man alles, was man über seinen Gegenstand sagen will, mehreren so in den Mund legen muss, dass immer einer dem andern eine ungezwungene Veranlassung zum Reden gebe; so geht nur zu leicht eben so viel an Deutlichkeit im Ganzen verloren, als etwa an Interesse gewonnen seyn mag. Wer das zu behaupten weiß, wer den Beweis eines Satzes durch alle Verwickelungen eines lebhaften Gesprächs deutlich genug hindurchzuführen versteht, ohne doch die wesentlis-

sentlichen Regeln der Form zu vernachlässigen; der ist, — was ich wahrlich noch nicht halb bin — ein Meister! Wie gesagt! wann mir mein Versuch nur nicht gänzlich verunglückt ist!

Zweyerley musste vorläufig ausgemacht seyn, nemlich, daß wir auch künftig in geselliger Verbindung mit andern moralischen Wesen zu stehen, und dann, daß wir zunächst mit Wesen unsrer eignen Art Umgang zu haben bestimmt sind. Beydes hätte ich vielleicht voraussehen sollen. Weil es aber doch Gegenstände einer oft ungleich aussallenden Speculation sind, und weil ich bey deren Erörterung Gelegenheit fand, den Beweis meines Haupttheses vorzubereiten; so wollte ich beydes lieber nicht voraussagen. Die Gründe nun, womit ich die Hoffnung des Wiederschens, als eine sehr vernünftige, zu rechtsertigen suche, sind kürzlich diese:

der Wunsch, mit den vorzüglichsten Gesenkäden unsrer Liebe vereinst wieder vereinigt zu werden, ist uns allen gemein, und entspringt aus einem unauslöschlichen Triebe unsrer Natur. In

I 5 unser

unserer Natur kann aber kein Trieb vors
haenden seyn, für den die Versehung
überall keine Befriedigung gewollt hätte.

Wiedervereinigung ist nicht nur etwas
erwünschtes, sondern unstreitig auch etw
etwas Wünschenswürdiges, mithin
eine mögliche gute Folge unserer irdischen
Verbindungen, die wir billig einer gött
lichen Fügung zuschreiben, wie alle Vers
anstaltungen in der Welt. Steht dieser
guten Folge nichts entgegen; so gehört
sie gewiß zu den Absichten Gottes, der
alles mögliche Gute will. Und was
säünde ihr denn entgegen?

Ewige Trennung wäre ein ewiges
Uebel. Dauert sie nur eine Zeitlang;
so ist sie bloß die Bedingung großer
künftiger Freuden, die ohne sie nicht
statt fänden. Ewig darf sie also nicht
währen, oder dies müßte die nothwen
dige Bedingung noch höherer Freuden
und Vortheile seyn. Und was für Freu
den und Vortheile könnten diese Beding
ung haben?

Nichts

Nichts von alle dem, was wir hier besitzen, nicht einmal die nemlichen Werkzeuge unsrer Seele nehmen wir mit uns in jene Welt. Erhalten wir unsre Geliebten wieder; so bleibt uns ein wicklicher Gegenstand aus diesem Leben; der einzige, der uns möglicher Weise bleiben kann. Sonst aber bliebe uns nichts, als die bloße Erinnerung des Vergangnen, und unser künftiges Daseyn hätte mit dem Gegenwärtigen gar nichts gemein. In jenem Falle entsteht offenbar ein mehr planmässiger Zusammenhang in unsren Schicksalen, eine genauere Beziehung zwischen unsrem jetzigen und künftigen Leben.

Die engern Verbindungen des Gesmuths haben den vorzüglichsten Einfluss auf unsre sittliche Bildung. Diese nun, und die aus ihr entstehende Fähigkeit zum Genusse himmlischer Güter, wäre allerdings eine bleibende gute Folge, auch im Falle einer ewigen Trennung. Allein, jene Verbindungen können auch selbst ein himmlisches Gut für uns wer-

werden, und eine rete unmittelbare Quelle unsers künftigen Glücks. So dann sind sie weit zweckvollere Verfus gungen der höchsten Weisheit und Güte, die durch jedes Mittel, nicht das wenigste, sondern das meiste Gute zu erreichen sucht.

Aechte Freundschaften, solche nemlich, die sich auf Tugend gründen, sind ihrer Natur nach einer ewigen Fortdauer nicht nur fähig, sondern auch so sehr würdig. Dies giebt ihnen eine innre Bestimmung für die Ewigkeit. Wären sie gleichwohl eben so vergänglich, als alle die übrigen Eitelkeiten dieses Lebens: so stimmte ihr wirkliches Schicksal mit ihrer natürlichen Bestimmung nicht überein; so hätten sie, der Möglichkeit nach, einen überaus hohen, der Wirklichkeit nach aber — ihre zufälligen Wirkungen abgerechnet — einen sehr mittelmässigen Werth; und, wenn man davon einmal überzeugt wäre, so thäte man fast klug, sich aufs möglichst sie vor aller zärtlichen Anhänglichkeit zu hüten.

hätten; um sich hier und dort den so
bittern Schmerz der Trennung zu ers-
sparen.

Das verdienstliche Thun und Leiden
einer wohlwollenden Seele kann keine
angemessnere Belohnung finden, als die
unmittelbar aus eben den Verhältnissen
entspringt, in welchen sie so verdienst-
lich gehandelt oder gelitten hat. Wel-
che Seeligkeit gewährt nicht der Anblick
solcher Vollkommenheiten, die man selbst
veranlaßt, deren Wachsthum man selbst
befördert hat? Und ist nicht unsre Nei-
gung zu einem Gegenstande um desto
stärker, je mehr wir uns bereits um
ihn verdient gemacht haben? am stärk-
sten aber dann, wenn es uns große
Unstreuungen und Aufopferungen kostete?

Seligkeiten, die unmittelbar aus uni-
sern Leiden entspringen, werden uns
auch die Güte und Weisheit in den oft
so dunkeln Wegen der Vorsehung ohne
Zweifel in ein weit helleres Licht setzen,
als solche, die nur eine entfernte, oder
vielmehr gar keine eigentliche Folge jes-

ner

1135

ner Leiden, sondern willkürliche Belohnungen sind. Wie wird einst gemeinschaftliche Freude nach gemeinschaftlichen Leiden so wohl thun! Wie wird man da diese Leiden segnen, in welchen man zum Theil seine Freuden unmittelbar gegründet fühlt?

Unsre künftigen Schicksale werden uns stetig den Bedürfnissen unserer moralischen Natur gemäß eingerichtet seyn; werden jede sittliche Vollkommenheit begünstigen. So sind eine unverbrüchliche Treue in eingegangenen Verbindungen, eine thätige Dankbarkeit für genossne Lizenzen, vortreffliche Tugenden, die der Gesellschaft, sich fortwährend zu äußern, mit ihrem Gegenstande nicht auf ewig beraubt werden dürfen. Also nicht auf ewig dürfen unsre jetzigen zärtlichen Verbindungen aufhören; so wenig in unsern künftigen ein steter Unbestand herrschen darf.

Aus diesen Betrachtungen, deutet mir, ergibt es sich, daß eine Wiedervereinigung mit unsren Lieblingen in der That für unser künftiges Glück gar kein gleichgültiger, sondern

dern vielmehr ein überaus wichtiger Umstand sei; daß dadurch zugleich ein weit vollkommener Zusammenhang, eine weit genauere gegenseitige Beziehung zwischen diesem und jenem Leben entstehe; daß mithin die so schalich gehoffte Wiedervereinigung aller Wahrscheinlichkeit nach, mit in den großen Plan der Vorsehung gehöre. Wie können zu der höchsten Weisheit und Güte nicht anders hoffen. Die Vernunft selbst gibt dieser Hoffnung unsers Herzens ihren ganzen Beifall. Zwar ist eine ewige Dauerung an sich möglich! dies ist aber auch alles, und es gibt weiter gar keinen positiven Grund, sie zu befürchten.

Sehen Sie, liebster Freund; dies sind die Hauptideen meines Versuchs. Ich habe also den Beweis meines Satzes aus einer Quelle geschöpft, die Herr Campf freilich nur dem Dichter und Redner offen lassen, dem Philosophen hingegen verschlossen will; nur sehe ich nicht, mit welchem Rechte? Für mich wenigstens hat der Beweis für die Unsterblichkeit der im dritten Geschräte des Phädon geführt ist, weit mehr überzeugendes und beruhigendes,

des, als der von ihm gewagte jemals haben wird. Vielleicht auch für Sie und hundert andre. Auch hoffe ich doch, wie wohl ich mich übrigens für keinen Philosophen ausgabe, man werde meine Gedanken für etwas mehr, als Dichterey, gelassen. — Jetzt erlauben Sie mir, daß ich mich auf gut Glück an die Beantwortung Ihrer Einwürfe wage.

Der erste betrifft das, was ich von dem Umgange mit Wesen einer höhern Gattung gesagt habe. Sie können sich nicht überzeugen, daß der Abstand zwischen uns und ihnen einem vertraulichen Umgange hinderlich seyn sollte. Sie meinen, es sey wohl nicht die Größe der Marc Aurele, die uns schüchtern mache; sondern vielmehr der Gedanke, daß diese erhabnen Sterblichen, bey aller ihrer Herzeng Güte, doch veränderliche Menschen bleiben, deren Güte sich also, nicht ohne Nachtheil für uns, in Unwillen verwandeln könnte. Dort hingegen werde zwar der menschliche Geist nicht den weit aussgedehnten Wirkungskreis des Engels haben; aber, er werde auch der Gewalt desselben

selben nicht mehr unterworfen seyn, als dieser der seinigen; daß wir also von den Engeln nichts zu befürchten, aber wohl Besförderung unsrer Vollkommenheiten zu hoffen hätten. In jenem veredelten Zustande unsrer Natur sey es ferner wohl nicht unmöglich, mit höhern Wesen zu sympathisiren. Auch lasse sich nicht sagen, ob wir nicht, ungeachtet unsrer weit geringern Kräfte, dergestalt auf jene werden zurückwirken können; daß dadurch auch ihre Vollkommenheit und Seligkeit vermehrt werde.

Bei alledem, liebster Freund, behauptet ich noch immer: die Engel würden besser mit uns daran seyn, als wir mit ihnen. Was sie von unsrer Zurückwirkung auf diese höhere Wesen und ihrer dadurch zu vermehrenden Seligkeit sagen, ist und war allerdings auch meine Meynung. Ist es doch schon ein wahres Vergnügen für den vernünftigen Mann, eine Kinder Seele zu beobachten; befördert es doch seine eigne Vollkommenheit, wenn er, mit glücklichem Erfolge, zur Bildung dieser Seele beyträgt. Allein, Sie selbst geben doch am Ende, wie

billig, zu: daß wir bey weitem nicht so zurückwirken könnten, als auf uns gewirkt worden; daß wir uns so den Engeln nicht mittheilen, ihnen zur Vermehrung ihrer Vollkommenheiten so nicht behülflich seyn könnten, als den Wesen unsrer Art. Und eben dieses Grundes wegen finde ich eine recht innige Vertraulichkeit zwischen uns und den Engeln nicht wohl möglich. Kinder sind unter Kindern immer am ungestrungensten. Ein Mann von mittelmäßigen Kenntnissen geht zwar mit einem Newton, einem Leibniz oder Lambert unendlich lieber um, als mit einem Dummkopfe; weil er von jenen vieles lernen kann. Allein, weil er von solchen erhabnen Männern immer nur lernen muß; weil er sich vor ihnen nur selten, ohne die Furcht, eine Blöße zu zeigen, mit seinen eignen Ideen hervorwagen darf; weil er es stets fühlt, daß jene sich herablassen müssen, um sich mit ihm zu unterhalten; so kann er zwar, ihres bekannten guten Charakters wegen, alles mögliche Vertrauen zu ihnen haben, aber nicht alle die zwanglose Vertraulichkeit, womit er einem Freunde begegnet,

dem

dem er allenfalls eben so viele neue Einsichten zurück geben kann, als er von ihm empsängt. Kurz, Ehrfurcht und Vertraulichkeit vertragen sich ihrer Natur nach nicht so recht. Und wenn nun die Engel doch einmal höhere Wesen sind, die in ihren Vollkommenheiten eben so unaufhörlich fortwachsen, als wir in den unsrigen: so bleibt auch immer zwischen uns und ihnen ein Verhältniß, welches von unsrer Seite Ehrfurcht erfordert. Unsre Sicherheit bey ihnen ändert nichts in der Sache. Uebrigens kann ich nicht umhin, zu glauben, daß der Mensch auch künftig mehr der Gewalt des Engels, als der Engel der seinigen, unterworfen seyn werde. Die Ungleichheit der Kräfte, und die daraus natürlich folgende Subordination in der Welt lassen es schwerlich anders zu.

Ihre hiernächst gemachten Einwürfe gegen die Wahrscheinlichkeit einer Wiedervereinigung, in so ferne ich sie aus dem plansmäßigen Zusammenhange des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen herleite, möchte ich gerne insgesamt auf einmal beantworten. Lassen Sie mich also zuvörderst diese Eins-

K 2

würfe

würfe selbst in einer Reihe neben einander aufstellen, und dann zusehen, wie gut oder wie schlecht ich mich gegen Sie vertheidigen könne. Ihnen scheint aus jenem planmäßigen Zusammenhänge für eine Wiedervereinigung nichts zu folgen. Sie sind indessen noch ungewiss, wie ich eigentlich geschlossen habe. Wäre etwa mein Obersatz der: alles Ungenehme und Heilsame, was uns in diesem Leben begegnet, und von der Weisheit Gottes verfügt ist, uns zu unserer künftigen Bestimmung vorzubereiten, müßt uns in der Zukunft noch einmal, und zwar auf immer zu Theil werden: so vermissen Sie den Beweis. Denn dies eben sey nicht erwiesen, daß alles, was den ganzen segensvollen Einfluß auf unser Glück, den es seiner Natur nach haben kann, auch wirklich haben soll, deswegen wieder erneuert werden müsse, nachdem es hier bereits Dienste gethan. Sollen denn, fragen Sie, auch die unangenehmen Schicksale, die doch auch einen bestimmten Einfluß auf unser künftiges Wohl haben, wieder erneuert werden? — Hätte ich aber so geschlossen: die gegenwärtigen Seelenbündnisse könnten wieder erneuert

neuert werden, also müssen sie es auch: so scheint Ihnen dies ein volliger Eirfel im Beweisen. — Doch bey weiterer Vergleichung treffen sie endlich den Schluss, den ich meinen Moris wirklich, wiewohl mit mehrerer Einschränkung, machen lasse. Es ist dieser:

Alle freundschaftliche Verbindungen dieses Lebens müssen alle die guten Folgen haben, die sie, ihrer Natur nach, haben können;

Es gibt aber einige solcher Folgen, die nicht ohne Wiedervereinigung statt finden:

Daher muß diese Wiedervereinigung auch einmal erfolgen.

Nun haben Sie zwar nichts gegen die Form dieses Schlusses, desto mehr aber gegen die Richtigkeit der Prämissen. Es ist wahr, sagen Sie, daß alle freundschaftliche Verbindungen des Tugendhaften so viele Vollkommenheiten in der Welt — wegen des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge — und auch in dem nachfolgenden Zustande des Tugendhaften selbst hervorbringen werden, als mit der Idee, die Gott

von der besten Welt hat, vereinbart sind. Aber auch so viel Gutes, als ihrer Natur nach möglich ist, dies ist zu viel gesagt. Werden nicht die Folgen — Folge für Wirkung genommen — so wohl guter, als böser Handlungen auf tausenderley Art eingeschränkt? Wollte man Folge für bloßen Erfolg nehmen; so ist es freylich unlengbar, daß auf alles, was uns in der Welt begegnet, so viel Gutes folge, als, nach der Idee Gottes von der besten Welt, darauf folgen kann. Dann frägt sich aber weiter, ob die Wiedererneuerung zärtlicher Freundschaften wirklich mit zur besten Welt gehöre? Und dies ist es eben, was wir nicht wissen können, wie Moritz selbst zugibt. (Um Versgebung! Moritz gibt, so viel ich weiß, nur zu, daß es sich nicht völlig erweisen lasse; behauptet aber zugleich, daß dem, aller Wahrscheinlichkeit nach, so sey.) Auch lasse sich, meynen Sie, gegen den Untersatz noch einwenden: die guten Folgen der Seelenbündnisse, die ohne Wiedervereinigung nicht statt fänden, wären nicht genannt, und, wenn sie auch genannt wären, so hätte doch Moritz davon, daß

Sees

Seelenbündnisse Folgen haben müssen, auf diese oder jene bestimmte Folge unrichtig geschlossen. — Doch dies trüfe eigentlich noch den Obersatz. — Weil wir demnach von dem Plane der göttlichen Vorsehung nur im allgemeinen urtheilen, aber, da er so viel umfassend ist, und seine Theile so unzähllich vielerley Beziehungen unter einander haben, über diese Theile und ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit nichts entscheiden können: so bleibe es völlig uns ausgemacht, in wie ferne etwa dieses oder jenes, was wir hoffen und wünschen, zum Plane Gottes gehöre. Und dann habe Wilhelm eben so viel für seinen Zweifel, als Moritz für seine Behauptung.

Diese Ihre bisherigen Einwürfe sollen denn auch den Grund schwächen, der sonst, weil er aus einer unveränderlichen Eigenschaft der menschlichen Seele hergenommen ist, der behaupteten Thesis ungemein viele Wahrscheinlichkeit verschaffe; den nemlich, daß eine verzweifelnde Sehnsucht nach den verlorenen Lieblingen unsre Ruhe im Himmel nothwendig würde stören müssen. Denn

dies setzt voraus, sagen Sie, unsre künftige Glückseligkeit werde und müsse vollkommen seyn; und darüber haben wir, aus Vernunftgründen, keine Gewissheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Wer weiß, ob nicht der Mangel gewisser Freuden nöthig ist, um uns die übrigen desto schmackhafter zu machen? Hier im Leben ist es doch so! und da hätte denn der Gegner doch auch etwas aus der Natur der menschlichen Seele für sich anzuführen. Noch mehr! Zur Glückseligkeit gehört es unstreitig, daß man sich in die unangenehmen Verhältnisse, in die man gerath, zu finden wisse. Der selige Geist eines verstorbnen Tugendhaften, wird um so viel glücklicher daran sevn, je mehr er einsieht, daß Gottes Anstalten die besten sind; je deutlicher und vollständiger er diese Anstalten einsieht, und je inniger er sich, eben dieser bessern Einsicht halber, darüber beruhigt. Gesetzt nun, es gehöre zum Plane Gottes, mich auf ewig von meinen Freunden zu trennen: — ein Fall, dessen Unmöglichkeit zu beweisen, Moritz selber sich nicht getraut — so würde sich dereinst mein Geist, bey den Rügungen des Allgütigen,

gen.

gen, je länger, je mehr beruhigen, und durch den Anblick so mancher Realitäten, die die Trennung von meinen Freunden in der Welt möglich und wirklich gemacht hätte, für den Verlust entschädigt werden. — Man könnte sagen, ich hätte den Fall, daß eine ewige Entfernung von meinen Lieben zum göttlichen Plane der besten Welt gehöre willkürlich angenommen. Das habe ich aber nicht! Moritz will zeigen, daß aus dieser angenommenen Voraussetzung Widersprüche, entweder mit Gottes Güte oder mit der Natur der Seele, folgen. Ich hinsgegen suche zu zeigen, daß unter der Voraussetzung, es gehöre wirklich eine solche ewig dauernde Trennung zum göttlichen Plane der Welt, nichts wider Gottes Güte oder wider die Natur der Seele angenommen werde.

Fast besürkte ich, liebster Freund, daß meine Philosophie neben der Ihrigen nicht die beste Figur machen werde; und es wäre für mich kein sonderlicher Trost, alle Herzen, und selbst Ihr eignes, auf meiner Seite zu haben, indessen Sie alle Köpfe auf der Ihrigen

eigen hätten. Ich will also jetzt den Versuch machen, ob ich Ihre Einwürfe zu Ihrer eignen Befriedigung werde beantworten, oder mir doch unter den Köpfen eine Parthey machen können. Gelingt es mir, so werden Sie, das weiß ich, eben nicht scheel dazu-sehen. Denn Sie haben mir nur Einwürfe gemacht, weil ich's wünschte, und um mir Gelegenheit zu geben, den Einwendungen meiner künftigen Leser allensfalls im voraus zu begegnen.

Der Satz: alles angenehme und nützliche, was uns hier, in Rücksicht auf unsre künftige Bestimmung, verliehen ist, muß uns dort noch einmal, und zwar auf immer, zu Theil werden, ist allerdings falsch. Ich habe ihn auch nicht zum Grunde gelegt. Wenn ich indessen auch ohne Einschränkung sagen wollte: alle Veranstaltungen hienieden müssen den ganzen segensvollen Einfluß auf unser künftiges Glück haben, den sie ihrer Natur nach haben können: so hätte ich das mit doch noch keinesweges behauptet, daß sie alle, auch die unangenehmen, einst wieder müßten hergestellt werden. Die unangenehmen

nehmen könnten ja nicht wieder hergestellt werden, ohne Widerspruch mit unsern Glücks. Ueberhaupt aber sind nur die Seelenbündnisse, sie allein, dessen fähig; da sie einer geistigen und moralischen Natur sind, und der Tod weder ihre Gegenstände selbst, noch diejenigen Vollkommenheiten derselben, worauf sie sich gründen, vernichten kann. Von den Seelenbündnissen allein behauptet ich also, daß sie dereinst wieder ernenert werden müssen, um den ganzen segensvollen Einfluß zu haben, den sie ihrer Natur nach haben können. Ich schließe damit nicht so schlechtweg vom Kōnnen aufs Müssen; sondern nur bedingungswise. Ich mache das bloße Kōnnen nicht zum Grunde des Müssens. Diesen Grund finde ich vielmehr in der Weisheit und Güte Gottes. Es ist niemlich unbezweifelt gewiß, daß Gott alles mögliche Gute will, was aus einer jeden Einrichtung — versteht sich freylich, im Zusammenhange der Dinge — entstehen kann; ferner, daß man von der Vollkommenheit des Ganzen desto würdiger denkt, je genauer verkettet man sich alle Theile desselben, je zweckreicher ein jedes, vorstellt.

Weil

Weil nun aber tugendhafte Verbindungen, in so ferne sie die Gemüther angehen, von Natur einer Wiederherstellung in jener Welt fähig sind; weil durch ihre Wiederherstellung sie selbst weit zweckvoller für unsre Zukunft werden, und eben dadurch unser ganzes gegenwärtiges Leben eine weit nähere Beziehung auf unsre künftige Bestimmung erhält: so können wir nicht umhin, ihre Wiederherstellung der Weisheit Gottes gemäßer zu finden, als ihre gänzliche Aufhebung. Sie sind aber sodann in der That zweckvoller, sind sodann selbst Zwecke der Zukunft, anstatt blos Mittel zu andern Absichten zu seyn. Das Studium der Meßkunst, um durch dieses Beispiel meine Idee noch mehr zu erläutern, ist immer nützlich, auch, wenn es blos zur Schärfung des Verstandes getrieben wird. Allein, bey dem Jünglinge, der zur Sternkunde, zur Baukunst, oder zu sonst einem Geschäft bestimmt ist, wobei er stets einen unmittelbaren Gebrauch von seinen mathematischen Einsichten machen kann, ist dieses Studium doch ungleich zweckvoller, als etwa bey dem Theologen, dem Humanisten. — Erinnern Sie sich hier

hier, mein Vester, daß ich es nicht unters
nommen hatte, aus meiner Behauptung ei-
ne ewige, unumstößliche Wahrheit zu ma-
chen. Dürfte ich nun nichts glauben, wä-
re nichts glaubwürdig, als wovon man
das Gegentheil an sich, oder doch aus an-
dern völlig erwiesenen Gründen, für etwas
unmögliches halten müßte; so hätte ich frey-
lich mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen.
Allein, da es vernunftmäßig ist, schon durch
ein geringes Uebergewicht von Gründen sei-
ne Meynung bestimmen zu lassen: so bin ich
ruhig. Denn, eine künstige Wiedervereinis-
gung ist, das behauptet ich, ungemein wahrs-
cheinlicher, als eine ewige Scheidung der
besten Freunde; oder vielmehr, sie ist allein
wahrscheinlich, hat allein positive Gründe
für sich. Denken Sie sich nur einmal den
Fall recht lebhaft, daß von allen, die hier
in einem zärtlichen Bunde lebten, keiner den
Liebling seiner Seele je wieder antreffen sollte,
und sagen Sie mir, ob nicht diese Vorstel-
lung Ihrer menschlichen Vernunft im Grun-
de eben so anstößig ist, als ihrem menschlis-
chen Herzen? Denken Sie sich noch weiter,
daß auch alle künstig entstehende Verbindungs-
gen,

gen, mögen sie gleich noch so edel, noch so
gärlich, einer Ewigkeit noch so werth seyn,
gleichwohl insgesamt dem fürchterlichen
Schicksale einer gänzlichen Vernichtung un-
terworfen wären, und sagen Sie mir, ob
nicht dieser Gedanke mit allen Ihren Begrif-
fen von den Bedürfnissen unsrer Natur und
der weisen Güte unsers Urhebers eben so
unverträglich ist, als mit allen Gefühlen Ih-
rer Seele? Ist aber der letztere Fall un-
glaublich; so ist es wahrlich jener eben so
sehr. Eine ewige, und selbst eine allgemeine
Scheidung ist an sich möglich, das will
ich zugeben. Auch ist es überhaupt mög-
lich, das heißtt: in so ferne wir in dem uns
endlichen Plane der Vorsehung immer viel
unbegreifliches voraussehen müssen, allens-
falls gedenkbar, daß eine Wiedervereinigung
sich nicht in die beste Reihe der Dinge schicken
möge. Mir deucht, dies sey viel zugegeben!
Allein, welcher positive Grund läßt sich
nun weiter anführen, um dieses möglich
auch wahrscheinlich zu machen? Oder was
verliert meine Behauptung durch die blos-
se Gedenkbarkeit des Gegentheils an ihrer
Wahrscheinlichkeit? diese bleibt unvermin-
dert,

dert, und nur die volle Gewissheit wird ihr dadurch entzogen. — Die Lehre von der Unsterblichkeit ist vielleicht noch nicht so strenge bewiesen, als die Lehre von der besten Welt. Wird man aber vernünftiger Weise zweifeln können, ob auch die Fortdauer unsrer Seelen zur besten Welt gehöre? Mann kann sich, in Unsehung dessen, gleichfalls auf die menschliche Unwissenheit berufen, und eben deswegen, weil wir von der besten Welt nur einen sehr allgemeinen Begriff haben, unsre Vernichtung überhaupt gedenkbar finden. Ich sage, ü b e r h a u p t gedenkbar. Denn, sie hört auf, es zu seyn, so bald wir sie mit andern Begriffen vergleichen, deren Nichtigkeit wir nicht bezweifeln können, ohne zugleich unsre Vernunft für ein Unding zu halten, und sie mit der ewigen Vernunft, ihrer Urheberinn, in den schrecklichsten Widerspruch zu setzen.

Bin ich denn also völlig ungewiß über alles, was meine Zukunft betrifft? Ist unter den unbekannten Gütern derselben gar kein bekanntes? Darf ich von alle dem, was mich meine Natur selbst wünschen heißt, nichts

nichts mit Zübericht erwarten? Da müßte ich keine richtige Vorstellung von irgend einer Vollkommenheit haben. Sie sagen zwar, wir habend darüber, aus Vernunftgründen, keine Gewissheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit, ob unser künftiger Zustand eine vollkommene Glückseligkeit seyn werde? Von einer absolut vollkommen Glückseligkeit kann die Weise nicht seyn; die kommt dem höchsten Wesen allein zu. Ich weiß es aber sehr gewiß, so gewiß, als ich an eine unendliche Güte glaube, daß durch ihre Veranstalung unsre Glückseligkeit dereinst so vollkommen seyn werde, als es die jedesmalige und stets im Zunehmen begriffne Empfänglichkeit eines jeden zulassen wird. — Gut! sagen Sie; aber nicht blos nach dem Grade unsrer Empfänglichkeit, auch nach den Erforschungen des allgemeinen Besten wird sich das Maß unsres Glücks richten müssen. — Diese Einschränkung ist billig. Vielleicht bin ich dort so wenig, als hier, je ganz so glücklich, als ich es wohl, meiner eignen Beschaffenheit nach, seyn könnte. Vielleicht! Über gewiß doch so glücklich, als ich es, bey dieser meiner Beschaffenheit, in der best

sten

sten Verbindung der Dinge seyn kann. Nun? Und die beste Verbindung der Dinge sollte vielleicht unsre ewige Trennung von unsern liebsten Freunden erfordern? Wenn sich dieses traurige Vielleicht etwa nicht ganz ver- tilgen lässt: so ist es doch, sollte ich meynen, von aller Wahrscheinlichkeit so ganz ent- blößt, daß es uns im mindesten nicht beun- ruhigen darf. Die beste Welt, die beste Ver- bindung der Dinge ist, der Idee des besten gemäß, unstreitig diejenige, in welcher die meiste Vollkommenheit, also die meiste Glück- seligkeit, möglich ist. Nun muß sich zwar die Vernunft bescheiden, daß in der göttli- chen Idee von dem Besten unendlich vieles enthalten seyn müsse, woran ihr gar kein Gedanke kommen kann; und vieles enthalts- ten seyn könnte, welches ihren Vermuthun- gen entgegen läuft. Indessen hat sie doch auch manche Einsichten von entschiedner Richtigkeit, und andre von einer grossen Wahrscheinlichkeit, und sie thut ihre Pflicht, wenn sie irgend ein Problem mit solchen Einsichten vergleicht, und das Resultat uns- ter ihren Schätzen beylegt.

2

Wie

Wie Trennung an sich ein Uebel ist; so ist Wiedervereinigung, an sich betrachtet, unstreitig ein sehr wichtiges Gut. Sie muß uns also von der höchsten Güte zugesucht seyn, wosfern sie nicht irgend einem höhern Gute, irgend einer Vollkommenheit des Ganzen, oder unsers eignen künftigen Zustandes hinderlich ist. Welcher nun sollte oder könnte sie hinderlich seyn? — Von der Beschaffenheit unsers äußerlichen Zustandes in jener Welt wissen wir freylich nur überaus wenig. Doch sie sey, wie sie wolle; sie kann unmöglich der Wiedervereinigung im Wege stehen; wir müßten denn in unsrer Art zu existiren künftig gar nichts mit einander gemein haben. Hingegen ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß, daß wir zunächst mit Wesen von unserm eignen Geschlechte in geselliger Verbindung leben werden. Und warum denn nicht mit unsren ehemaligen Freunden, sobald nicht etwa eine zu große Ungleichheit des Charakters ein zu ungleiches Schicksal nothwendig mache? Ich weiß mir gar keine äußerliche Vollkommenheit jenes Lebens zu gedenken, die durch die Gemeinschaft mit ihnen verloren oder ver-

vermindert werden könnte; und noch weniger solche moralische Güter, die die so transzige Bedingung, ewig geschieden zu bleiben, erforderten. Allerdings kann vst der Man-
gel gewisser Freuden nöthig seyn, um uns den Genuss der übrigen desto schmackhafter zu machen. Aber, die Freuden möchte ich nur kennen, die es durch die Entbehrung unsrer liebsten Freunde werden könnten! So lange mir der Gegner keine solche zu nennen weiß; so lange es in der Natur unsrer Seele ist, daß Mittheilung uns den Besitz jeder Kenntniß, jeder Freude kostbarer, jedes Leidens erträglicher macht: so hat er auch aus dieser Natur noch nichts für seine Meynung eingeführt; hingegen widerspricht ihm die Erfahrung, indem, ihr zu folge, Mittheilung jene Wirkung gemeinlich um desto stärker hervorbringt, je älter und bewährter der Freund ist. Besriedigung wohlwollender Triebe macht den vornehmsten Theil unsrer Glückseligkeit künstig eben so gewiß aus, wie hier. Und sollte es der ewigen Weisheit nicht möglich seyn, mich recht glücklich zu machen, ohne zugleich meine wohlwollenden Triebe da zu kränken, wo sie schon so lange gewirkt

hatten? wo es ihnen natürlicher Weise am
 websten thäte? Wenn dennach Wiederver-
 einigung mit meinen Freunden weder meiner
 äußerlichen noch innerlichen Vollkommenheit
 im Wege stehn kann; — denn, wie sie es
 etwa könnte, wird so leicht Niemand erras-
 then — wenn sie vielmehr beyde vermehren
 hilft — und wie sie das könne, wird je-
 dermann leicht begreifen: — so lässt sich
 auch schwerlich befürchten, daß sie mit dem
 Besten des Ganzen unverträglich seyn dürf-
 te. Die Trennung, in so ferne sie ein Nebel
 für mich und meine Geliebten ist, wird ges-
 wiss keines andern Glückseligkeit vermehren.
 Die Wiedervereinigung aber, für uns ein
 so herrliches Gut! würde auch für alle theil-
 nehmende Seelen ein Gut werden, und in
 ihnen ein Mitgefühl der dankbaren Liebe ge-
 gen Gott und der frohen Bewunderung sei-
 ner lieblichen Wege erwecken. Genug, eine
 gänzliche Aufhebung aller zärtlichen Verbin-
 dungen dieses Lebens, oder auch nur der
 meisten, kann unmöglich, als zum Plane
 der Vorsehung gehörig, in irgend einer Rücks-
 sicht, angenommen werden: so wenig man
 annehmen darf, daß Gott eine Art von Reis-
 men

men könne gebildet haben, von denen doch keines je wirklich zur Entwicklung gelangen sollte.

Doch, vielleicht haben Sie blos die möglichen Ausnahmen im Sinne gehabt, und nur eben das sagen wollen, was ich meinen Wilhelm sagen lasse, nemlich: es dürfte mancher vielleicht zu seinem höhern Glücke einen Weg zu gehn haben, der ihn von seinem ehemaligen Freunde nothwendig entfernte. Dies läßt sich nun, ich gestehe es, nicht so zuverlässig verneinen. Aber unwahrscheinlich bleibt es gleichwohl, daß auch nur eine edlere, vorzüglichere Freundschaft aus der besten Welt auf ewig vertilgt werden müßte; wenn gleich die Unmöglichkeit dieses Falles nicht zu beweisen steht. Eben, weil sich blos die Möglichkeit annehmen, die Wahrscheinlichkeit des wirklichen Erfolgs aber mit keinem bestimmten Grunde darthun läßt, eben deswegen hoffe ich schon zuversichtlich, daß es damit keine Gefahr habe. Und in dieser Zuversichtlichkeit darf ich so lange mit Vernunft beharren, als ich mir nur Vortheile, wichtige Vortheile der Wiedervereinigung, aber keinen einer ewigen

Trennung, gedenken kann. Oder sollte vielleicht die Uebung der Seligen in tugendhafter Verlängernng ihrer sehnlichsten Wünsche, in standhafter Ertragung irgend eines Uebels, ein solcher Vortheil seyn? Was darauf zu antworten wäre, habe ich nachgehends noch meinem Gespräch einzuweben gesucht, und übergehe es also hier. Daß ich übrigens die schönen Vortheile einer Wiedervereinigung genannt habe, werden Sie selbst bereits gefunden haben. Dort, wo Sie solche noch nicht genannt fanden, war es freylich noch nicht vollständig geschehen: das ganze Gespräch sollte davon handeln. Vorläufig war es mit der von Niemand bezweifelten Wahrheit auch schon genug, die unsre Natur einem jeden von uns gelegentlich so sehr zu empfinden gibt, daß Wiedersehn Freude bringt. —

Ich beweise die große, überwiegende Wahrscheinlichkeit des gehofften Wiedersehns aus der Weisheit und Güte Gottes. In so ferne ich mir neulich jene Vortheile an sich gedenke, erwarte ich sie von der unendlichen Güte, die alles mögliche Glück ihrer Geschöpfe will; in so ferne ich sie, als über einstimm-

einstimmend mit unsrer Natur, und in gesenseitiger Beziehung mit unsrer jehigen Einrichtung, unsren Schicksalen hienieden, betrachte, hoffte ich sie von der Weisheit dessenjenigen, der nicht allein nichts umsonst veranstaltet, sondern auch den vollkommensten moralischen sowohl als physischen, Zusammenhang liebt, und deswegen mein gegenwärtiges Schicksal auch meiner besondern Bestimmung in jener Welt gemäß eingerichtet hat. So muß, z. B. eine zärtliche Mutter oft so viel, ihres Kindes wegen, ertragen, nicht blos, damit ihre Seelengüte vermehrt werde; sondern auch, damit sie in eben diesen Leiden künftig eine unmittelbare Quelle der schönsten Seligkeit finde; damit sie einst der dankbaren Liebe dieses Wesens genieße, und sich an dessen Vollkommenheiten ergöze, wie sie durch dessen Jammer gepräkt worden.

Sollte denn Wilhelm in der That eben so viel für seine Mevnnung, eines negativen Grundes wegen, haben, als Moritz für die seinige bey positiven Gründen? Bleibt das völlig unausgemacht, was nicht mit aller Strenge zu erweisen steht? Haben Sie wirk-

lich in Wilhelms Namen gezeigt, daß, unter der Voraussetzung, es gehöre nun einmal eine ewig dauernde Trennung zum göttlichen Plane, nichts wider Gottes Güte und Weisheit, noch wider die Natur unsrer Seele angenommen werde? Meines Erachtens haben Sie dies eigentlich nicht gezeigt. Denn der ganze Beweis liegt in der Voraussetzung selbst, deren Zulässigkeit ich eben bestreite; woferne nemlich Gott, der untrüglich Weisse, eben so bestimmt haben sollte. Eh ja! So betrübt es für uns seyn möchte, wollen wir doch der untrüglichen Weisheit in Demuth Recht lassen, wenn wider alle, noch so ge- gründet scheinende, Vermuthung, die Zukunft dennoch jene Voraussetzung wahr machen sollte. Aber noch finde ich keinen Grund, der sic rechtfertigte, oder die Wahrscheinlichkeit meiner entgegengesetzten Thesis wirklich schwäche. Bis dahin also lassen Sie uns getrost hoffen, ohne zu zweifeln.

Noch ein paar Gegenerinnerungen, lieber Freund, und ich bin fertig. Jedermann, sagt Moritz, würde mit Recht den Fühllosen verachten, der sich, ohne Hoffnung des Wiedersehns, und doch ganz ruhigen Muths,

von

von seinen bewährten Freunden trennen könnte. Sie fadeln diesen Gedanken eben nicht; sind aber doch so gutmütig — denn nur Gutmütigkeit kann es bei Ihnen seyn, den ich jüngst noch bei dem Verluste eines liebenswürdigen Kindes so schmerzlich gesehen habe, — daß Sie sogar den Mann von unbeweglichen Phlegma deswegen nicht verachten möchten, weil er sich, seiner Natur gemäß, in ein solches Schicksal ruhig zu finden weiß. Doch wahrlich! eine träge Egleichgültigkeit gegen alles, und ein daraus entstehender Mangel des Wohlwollens sind verächtlich; so natürlich sie auch gewissen Leuten seyn mögen. Welcher schlimme Charakter ist nicht seinem Besitzer natürlich? Und warum sollte die Trägheit mehr Entschuldigung finden, als der Leichtsinn, dem es doch Niemand verzeihen wird, wenn er bald aller Zusagen, aller Verbindlichkeiten vergisst? Ein gesetzter und gelassner Mann ist es nicht aus Unempfindlichkeit. Seine Empfindungen sind nur minder stark und feurig, oder seine stärkere Vernunft weiß ihnen den Zügel anzulegen. — In dem Grunde, und so lange zu trauern, ist freilich

§ 5 nicht

nicht Pflicht; aber Pflicht ist es, nicht gleich gültig, unempfindlich, nicht ohne wohlwollende, dankbare Gesinnungen zu seyn; denn dies ist unedel.

Auch werfen Sie noch die Frage auf: ob nicht Gott unsre künftigen Schicksale schon dadurch unsern dankbaren Gesinnungen entsprechend mache, wenn er uns in Umstände versetze, wo wir uns unsrer Gesiebten und der von ihnen genossnen Liebe oft und lebhaft zu erinnern Gelegenheit fänden? Ich muß gestehen, Freund, ich kann mich mit diesem Gedanken gar nicht vertragen. Freylich hat auch ein wehmüthiges Andenken an verlorne Freunde etwas süßes, und Sie könnten mit Theophran *) wohl fragen: „Kann auch die Erinnerung, wie geschäftig „wir für das Wohl eines geliebten Gegenstandes gewesen sind, lebhafter erhalten „werden, als wenn sie sich durch ein schmerzhaftes Gefühl, das die wohlthätige Hand „der Zeit mild und angenehm macht unserm „Innern so tief eingedrückt hat?“ — Alsolein, ich werde, zur Antwort, dagegen frage:

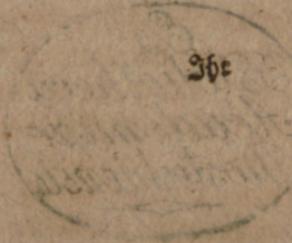
*) Siehe Eberhards Amyntor p. 138.

gen: ob Sie nicht den wiedergeschenkten Besitz ihres Lieblings dem wehmüthigen Vergnügen eines zärtlichen Andenkens vorziehen würden? und ob nicht ein solches zärtliches Andenken, wann jetzt alle Hoffnung eines künftigen Wiedersehens verschwunden wäre — diese Hoffnung, welche die Hand der Zeit mit einem lindernden Balsam verstieht, ohne den sie gewiß minder wohlthätig wäre — ob nicht dann, sage ich, ein solches zärtliches Andenken Ihrem Herzen ungleich mehr Bedürfniz, als Befriedigung geben würde? Nein! Gott nesme mir entweder dies Andenken ganz, oder lieber gebe er mir meine Freunde wieder und auch Sie!

Uebrigens, liebster Freund, muß ich wohl gestehen, daß ich selbst mit meiner Arbeit lange noch nicht zufrieden bin. Sie hat, in mehr, als einer Rücksicht, der Mängel so viele, denen ich nur nicht abzuhelfen gewußt habe. Ich werde mich indessen wohl hüten, sie vor Augen, die sie sonst vielleicht nicht bemerkten, mit eigner Hand aufzudecken. Dies würde der christlichen Selbstliebe zuwidern, und überdem eine unnöthige Mühe seyn: denn vermutlich werden die worthabenden

benden Herren des Publikums schon die Güte haben. — Bey meiner aufrichtigen Ehrfurcht gegen das Publikum, dem selbst Könige Ehrfurcht schuldig sind, und dem gleichwohl heut zu Tage so mancher Autor mit der frechsten Zuversicht unter die Augen tritt, habe ich lange Bedenken getragen, ihm diese Kleinigkeit anzubieten, auf die ich doch, aus dem nemlichen Grunde allen möglichen Fleiß gewandt hatte. Allein, da ich mit dieser Kleinigkeit eben so eine Absicht habe, wie jener gute Lorenzo in Hannover mit seiner Dose von Horn: so habe ichs dennoch gewagt, und dies rechnet sich meine Blödigkeit, als ein Verdienst, an. Habe ich das mit nun zu viel gewagt — denn freylich kommt es in meinem Falle etwas mehr, wie in jenem, auf die Dose selbst an, und ich wünschte daher von Herzen, meine hier wäre von Gold und mit Juwelen besetzt! — en nun, so hoffe ich Verzeihung von einem Publikum, das schon so oft, wo man es kaum erwarten durfte, Gnade vor Recht ergehen ließ. Denn Sie und meine übrigen Freunde meinten, als ich hierüber mit Ihnen zu Rathé ging, es wären noch weit schlech-

schlechtere Sachen mit großmütiger Nachsicht von ihm aufgenommen worden. Nun darf sich zwar sonst ein Autor, was seine Autorschaft betrifft, auf gute Freunde eben nicht sehr verlassen; aber dies ist doch so gewiß wahr, als daß ich bin



Bib

aufrichtigster Freund

E.

574

etiam regidissimumq[ue]m tamq[ue] q[ui]c[um]q[ue] etiam
missi . sed etiam nesciunturq[ue] m[od]i tunc i[n] d[omi]ni
etiam sicut . tamq[ue] m[od]i q[ui]c[um]q[ue] tamq[ue] d[omi]ni
m[od]i etiamq[ue] tamq[ue] m[od]i q[ui]c[um]q[ue] d[omi]ni
tamq[ue] d[omi]ni tamq[ue] m[od]i q[ui]c[um]q[ue] d[omi]ni
m[od]i tamq[ue] m[od]i q[ui]c[um]q[ue] d[omi]ni



etiamq[ue] tamq[ue] m[od]i



Universitäts
Bibliothek
Rostock

[http://purl.uni-rostock.de/
rosdok/ppn1688072527/phys_0193](http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688072527/phys_0193)

DFG

N a c h t r a g

zu der Schrift:

Wir werden uns wiedersehen.



Leipzig,
bei Salomon Linke

1797.



Vorbericht.

Schriftliche sowohl, als mündliche Ausserungen meiner Freunde und anderer würdigen Personen haben mich vermocht, in einem besondern Nachtrage einige Ideen meines Dialogs noch etwas genauer aus einander zu setzen, und mich zugleich über etliche Punkte zu erklären, die ich mit Fleiss übergangen war. Man wird denn zum wenigsten die Gründe erfahren, weshwegen ich diese überging, und mir desfalls weiter keinen Vorwurf machen. Diejenigen aber, denen etwa dieser ganze Nachtrag überflüssig scheinen sollte, werden ihn doch, hoffe ich, gütigst entschuldigen.

Hohe Berge und weite Meere waren von
je her Lieblings-Gegenstände meiner Einbil-
dungskraft. Raum fand ich auch nur die
Gelegenheit, das Gestade des kleinen Welt-
meers, der Ostsee, wirklich zu besuchen, als
ich mich sogleich, mitten in einem gewalti-
gen Sturme, dahin aufmachte. Den ganzen
Weg über vernahm ich bereits das Getöse des
Meers, ohne es noch sehn zu können; denn
dies verhinderte der lange Wald, dem zur
Seite ich hinging. Je näher ich meinem Ziele
kam, je lauter mir das Brausen der empors-
ten Fluten ins Ohr tönte; desto mächtiger
schlug mit das Herz, vor Erwartung des
großen Anblicks. Mir war, als ob ich zu
einer erhabnen That eilte; und, als hätte
ich sie vollbracht, und überschaute nun mehr
ihre seligen Folgen, mit einer solchen Erweis-
terung der Seele, mit einem so tiefen Won-
negefühl stand ich jetzt am Ufer, verloren

im Genusse des großen Anblicks. — Eine un-
absehbige Fläche voll schäumender Wogen! —
Und doch, wiewohl mein Auge nicht mehr zu
fassen vermocht hätte! träumte ich mich an's
Südmeer, weil auch meine Einbildungskraft
keine jenseitigen Ufer wollte. Ich habe diese Kü-
ste nachgebends noch oft besucht, bald bey ruhi-
gem, bald bey stürmischem Wetter, und jedes-
mal hatte ich Mühe, sie zu verlassen; auch,
wenn es kein kraftvolles Wogenspiel gab, und
wiewohl der Reiz der Neuheit nicht ferner
mitwirkte. — Und was hatte denn dieser
so einfache Gegenstand, das mich immer so
sehr ergötzte? Was bezauberte mich hier stets
aufs neue? Die Unermeßlichkeit der Aussicht!
Denn ein andres Interesse gab es hier für
mich nicht. Ich sollte diesen Ocean nie be-
fahren, und, ob ich gleich überall am Horiz-
onte nach Schiffen umher spähte, hatte ich
doch keinen Busenfreund zu erwarten, dem
ich ohne Urme bereit halten wollte. Ueber-
haupt gibt es wohl nicht leicht jemand, für
den nicht ein Anblick der Art ungemein viel
reizendes hätte. Das macht, der Geist des
Menschen ward zu einer unermesslichen Dauer
und Thätigkeit geschaffen, und also findet er

Vor-

Bergnügen an alle dem, was ihm auf irgend eine Weise diese große Bestimmung lebhafter zu empfinden gibt.

Und könnte ihm denn wohl die Begierde verdacht werden, womit er Aussichten in die Ewigkeit selbst — diesen Ocean gleichsam, den er bald so gewiß befahren soll — zu suchen pflegt? Sollte er nicht, so viel er's vermag, forschende Blicke in ihre weitesten Fernen senden, um dort, wo möglich, etwas näheres von den ihm bevorstehenden Schicksalen zu entdecken? Freylich soll er sein Forschen nicht zu weit treiben, noch weniger zu lange im müßigen Hinschauen verharren, und darüber der nöthigen Vorbereitung vergessen, zu welcher er hier ist. Allein, einer gemäßigt Neugierde in Ansehung der Zukunft darf sich wahrlich auch der Edelste und Weiseste nicht schämen. Vielmehr gehört es selbst zum Charakter des Edeln und Weisen, vorwärts, weit vorwärts, über das ganze Erdenleben hinaus, zu schauen. Sein Geist unterscheidet sich eben dadurch vorzüglich von dem Geiste des Unedlen und Unweisen, der, indem er immer noch ungleich mehr Bedürfnisse fühlt, als eine Thierseele, zwar auch gerne genug

6

in der Zukunft zu forschen pflegt; doch gewöhnlich lieber in der Zukunft disseits, als in der jenseits des Grabs.

Aber dort vornehmlich, in der jenseitigen Zukunft, herrscht leider eine solche Dämmerung, daß freilich die hellsehendste Vernunft dort von jeher immer am wenigsten unterscheiden konnte, und mehr, als einmal, großes Recht hatte, über die Entdeckungen zu lächeln, die ihre liebe, leichtgläubige Gespise kinn, die Phantasie, vermöge ihres Schessrohrs zu machen glaubte. Wo nun aber diese so gar viel sieht oder zu sehn meynt, kann da jene mit ihren gesunden Augen denn gar nichts erblicken? Ist auch das Wenige, was sie in jener Dämmerung zu erkennen glaubt, lauter Täuschung? Oder ist die Bemühung, von dem, was dereinst seyn wird, einiges zu erforschen, wo nicht ganz vergeblich, doch ohne Nutzen, und eben deswegen unweise?

Dies lege in keinen Falle! Schon das bloße Vergnügen, was uns jeds Aussicht ins Ewige verschafft; schon dies so edle und eines unsterblichen Geistes so würdige Vergnügen ist ein Nutzen von nicht geringem Werthe. Welcher Mensch, dessen Seele nicht etwa ganz-

ganz vom Rausche der Sinnlichkeit betäubt,
nicht überhaupt für alles Nachdenken zu
stumpf ist, könnte sich wohl den Genuss einer
Forschung versagen, zu welcher ihn das Ver-
langen nach unaufhörlicher Existenz und Glück-
seligkeit so mächtig antreibt, und die gerade
dieses Daseyn und diese Glückseligkeit nach
der anscheinenden Vernichtung, mithin sein
größtes, wesentliches Interesse betrifft? Doch
es gilt hier nicht blos Vergnügen! Die Mei-
nungen, die wir von unsrer Bestimmung nach
dem Tode hegen, sind nicht gleichgültig. Sie
haben einen großen Einfluss auf unsre sittli-
che Denkungsart; und zwar einen desto grös-
sern, je bestimmter und zuverlässlicher sie
find. Schwerlich könnte sich jemand mit wahr-
rem Ernst der Tugend befeissigen, wenn er
nicht das wenigstens sicher fände, daß er uns-
sterblich sey, und dann, wann es keine irrdi-
schen Güter mehr geben wird, noch durch sie
ein vollkommeneres Glück erlangen werde. Aber
Daseyn, Glückseligkeit sind nur abges-
zogene Begriffe. Soll er sich etwa mit ihnen
schlechtweg begnügen, ohne ihnen irgend ein
bestimmtes Gepräge zu geben, aus Furcht, ein
ungültiges zu treffen? Einestheils ist dies
A 4 nicht

nicht wohl möglich. Sogar der tieffinnigste Denker vermag es nicht so recht, sich einen künftigen Zustand des Seyns und des Glücks vorzustellen, ohne diese Vorstellungen mehr oder weniger nach dem Muster des Gegenwärtigen auszubilden. Andertheils aber wäre es auch nicht zuträglich, Denn nehmst erst der Hoffnung einer Zukunft alles bekannte; laßt ihr weiter keinen Gegenstand, als den abstracten Begriff des Daseyns, selbst eines vollkommneren Daseyns, und sagt, wie soll sie da noch das Herz des Menschen so recht interessiren? was da noch großes über seine Gesinnungen und zu seinem Trosie vermögen? Wenn sie da auch immer noch Motiv zur Geduld im Leiden und zu mancher schweren Verlängnung seyn kann: so wird sie doch wahrlich nur ein unkräftiges für die Meisten seyn. Und am Ende muß denn doch unstreitig das künftige Unbekannte mit dem bekanntesten Gegenwärtigen immer noch etwas ähnliches haben, wosfern unsre innre Natur bleibhen soll, was sie ist.

Doch freilich gibt es dessen, nur sehr wenig, was sich in Ansehung unserer Zukunft mit einem gewissen Grade von Zuversicht näher

bes.

bestimmen lässt. Zu diesem wenigen aber geht
hört vorzüglich die Wiedervereinigung mit den
vornehmsten Gegenständen unsrer Liebe. Wie
nun die Hoffnung derselben für das Herz des
Menschen eine der süßesten ist: so ist es,
deucht mir, für seine Ruhe und seine Tugend
auch gar nicht gleichgültig, ob er sie hege,
oder nicht; ob er sie mit mehr, oder weniger
Ueberzeugung hege.

Dass sie zur Verübung zärtlicher Ge-
müther ein großes Beitrage, erhellt schon aus
der Sehnsucht, womit so viele Tausende ih-
ren Gründen nachforschen. Liebe begeht Vereinigung. Je stärker sie ist, desto schmerhaft-
ter muss auch natürlich jede Scheidung seyn,
zumal jede, deren Endlichkeit sich nicht absehn
lässt. Und nun vollends eine ewige; — zwar
jener Vereinigungs-Trieb würde denn auch
endlich ermüden, und entschlummern. Aber
wie spät! nach wie vielem Kampfe mit der
Verzweiflung! Und wie ängstlich würde er
nicht bei jeder Gelegenheit aus diesem halben
Schlummer wieder auffahren! Wird es doch
gefühlvollen Seelen so schwer, sich zu trösten,
selbst bey der festesten Ueberzeugung, auf eben
dem dunkeln Pfade, der zur Ewigkeit führt.

auch wieder in die Arme des entbehrten Gesiebten geführt zu werden. Indessen verleiht sie doch einen kräftigen Trost, diese Hoffnung.

Aber auch auf die Tugend des Menschen hätte sie Einfluss? So gewiß, als sie den Gram seiner Seele lindert. Denn indem sie das thut, wird sie ihm auch unstreitig die schuldige Ergebung in den Willen der Gottheit ungemein erleichtern; ihn desto zufriedner mit ihren Verfügungen machen. So bitter es schon allemal an sich ist, einen Gegenstand seines innigsten Wohlwollens zu verlieren: so erfolgt doch dieser Verlust oft noch dazu unter Umständen, die ihn ohne jene Hoffnung ganz unerträglich machen würden. — Gute, zärtliche Mutter, die du deinen lallen- den Liebling oft mit so warmer Inbrunst, mit so süßen Erwartungen an dein Herz drücktest, und dann flehend für ihn gen Himmel schaust! Dein Flehen und deine Erwartungen waren umsonst! Dieser dein Liebling ist dir schon vom Herzen hinweggerissen, und dein Gram kann ist nicht geringer seyn, als sonst deine Freude und deine Liebe war. Und wenit er noch in den Armen des Todes so sanft, wie oft

oft in deinen mütterlichen, entschlummiert wärre! Aber erst mußtest du ihn Wochen, Monate lang peinlich leiden sehen; mußtest diese Zeit hindurch alle Marter einer zärtlichen Mutterseele ertragen; dich mit tausend, zwar willig übernommenen, aber doch quälender Bemühungen erschöpfen; erst mußte dies alles deine Abhänglichkeit an ihm aufs höchste vermehren, ehe der blutige Riß geschah! Aber troste dich! denn siehe! Es war des Höchsten guter und weiser Wille!

Ja wohl! Allein bey einem so peinlichen Verluste, und unter solchen Umständen insonderheit, muß es auch dem frommgesinnten Menschen natürlicher Weise schwer werden, sich in die Wege der Vorsehung zu finden, und zu sich selbst mit voller Ueberzeugung zu sprechen: Sie macht alles wohl! Fasse er indessen nur erst die getrostie Hoffnung, daß auf diese herbe Trennung dereinst ein desto sicheres Wiedersehen von eben der Hand werde veranstaltet werden, die ihm jetzt so wehthut: und sein Herz wird sich eher ermannen; er wird, wiewohl unter Thränen, diese väterliche Hand anbeten, die ihm Wohlthaten bereitet, indem sie ihn fränkt. Sonst aber mag

mag es sein Verstand immerhin erkennen, daß die Schickungen des besten Wesens in jedem Falle die besten seyn müssen? — daß sie es in seinem Falle wirklich sind, kann ihm nicht einleuchten; und, wenn er dann jener trösten den Hoffnung entbehren, sie nicht mit Zuversicht hegen soll; so wird er nur desto mehr zu thun haben, das Murren seines gekränkten Herzens zu unterdrücken. Genug sie ist ein vortreffliches Mittel, dem Menschen bey einem seiner wichtigsten Leiden, die an sich schwere Pflicht der Ergebung, die Zufriedenheit mit seinem Gotte zu erleichtern; zumal, da das Herz, selbst in den ersten, bittersten Augenblicken seines Unmuths, wo es noch jeden andern Trostgrund zurückstößt, wie glühendes Eisen den Wassertropfen, gewöhnlich schon einer Hoffnung empfänglich ist, die den Verlust selbst gewissermaßen aufhebt.

Außerdem aber, deucht mir, bewirke sie auch durch einen fortwährenden, wiewohl mehrentheils geheimern, Einfluss eine gewisse Erhöhung und Veredlung unsrer geselligen Triebe. Denn gleichviel kann es doch wahrlich in Unsehung dieser Triebe selbst nicht seyn, ob wir unsre Geliebten, als unverlierbare Kleino-

de

de betrachten, oder als solche, die bey allem
ihrem vorzüglichsten Werthe im Grunde doch nur
eben so vergängliche Schätze für uns seyn mös-
gen, als der ganze Rest des Eitlen. Man
nehme einmal dies letztere als ausgemacht an.
Der Freund, der Gatte, die Mutter erwäge
dieses, und spreche zu sich selbst: Dieses Wes-
sen, das ich ist mit so zärtlichem Wohlgesal-
len umarme, welches alle Triebfedern meiner
Seele zur Beförderung seines Wohls in der
regsten Wirksamkeit erhält; um dessentwillen
ich so vieles thue, so vieles verläugne, so vies-
les von innen und von aussen erdulde — dies-
ses geliebte, gepflegte, mir so ganz interessanz-
te Wesen wird bald — vielleicht schon morg-
en — mich nichts weiter angehen; wird für
mich so gut als vernichtet seyn; seine schitterten
Schicksale werden mir unbekannt bleiben; und,
so viel ich auch wahres Verdienst um sein
künftiges Wohl haben mag, so wird es mir
doch nie durch den Anblick seiner Vollkommen-
heiten und seiner Freuden, nie durch den selts-
igen Genuss seiner Dankäußerungen vergolten
werden. Gesetzt, der Mensch in jenen Ver-
hältnissen hätte eine solche niederschlagende
Ueberzeugung; müßte sie nicht in vielen Fäl-
len

ken seine härtlichen Gesinnungen, sehn trüen
 mühsamen Eifer um manchen Grad erkälten? —
 ihm nicht jede Ausopferung von Belang noch
 mehr erschweren? Es ist wahr, die Natur hat
 theils durch eine unwiderstehliche Sympathie,
 vermöge welcher ein fremdes Gefühl unser eig-
 nes wird, theils durch die innre Süßigkeit gü-
 tiger Gesinnungen und Handlungen und über-
 haupt auf vielfache Weise dafür gesorgt, daß
 selbst dann der Erfolg nicht eben sehr schlimm
 seyn würde. Ungleicht mutiger und unver-
 droßner aber muß es denn doch den Menschen
 unstreitig machen, wenn er zu dem Gegen-
 stande seines Herzens sagen darf: ich werde
 dich ewig lieben! ewig von dir geliebt werden!
 ich werde deines und du wirst meines Glückes
 steter Mitgenosse seyn; und unaufhörlich wer-
 den wir so die Früchte unsrer Verdienste um
 einander geniessen. — Ist nicht eben mit ei-
 ner solchen Bestimmung, wosfern sie wirklich
 statt hat, die irrdische Verbindung von einer
 unendlich edlern Natur, als ohne sie? Muß
 sie mithin nicht dem, der dessen versichert ist,
 eben dadurch weit werther und heiliger werden,
 und ihm die mühsamen Pflichten derselben
 leichter machen? Die Natur hat dem Mens-
 schen

schen auch in der That, außer jenen Triebfes-
tern, zugleich die Hoffnung des Wiedersehens
in den Busen gelegt, die insgeheim kräftig
mitwirkt, und ohne die jene wohl oft genug
auf eine schädliche Weise nachlassen möchten;
Die Gründe aber aufzusuchen, durch die sie
bestätigt wird, ist eine Sache des Nachden-
kens. Daher glaube ich nun, durch die ge-
wagte Untersuchung derselben meinen Leserit
nicht nur eine angenehme, sondern, warum
es mir am meisten zu thun war, auch eine
wahrhaft nützliche Unterhaltung verschafft zu
haben. Mit Fleiß aber vermied ich dabei
alles, was nur unnütze Grübeley zu heissen
verdient hätte.

Nun ja! höre ich jemand sagen: Jene
Hoffnung ist allerdings für unser Herz unges-
mein erfreulich und beruhigend ja selbst für
unsre Frömmigkeit und Tugend erspriesslich.
Sey daher auch ihre gläubige Beherrigung
einem jeden aufs beste empfohlen. Die gute
Vermutung mag hier auch immerhin, zufälliger-
weise, eine wahre Prophetin seyn, wie sie
oft eine glückliche Entdeckerin war. Ent-
scheiden aber, und ihre Vermuthungen als
Beweise predigen, sollte sie gleichwohl nicht.

Denn

Denn sie besinne sich nur, und sie wird ges
wahr werden, daß sie schon in Ansehung des
Gegenwärtigen sehr unwissend, und noch uns
gleich unwissender in Ansehung der Zukunft
sein. Sie wird finden, daß sie eigentlich so
wenig die Möglichkeit, als die Unmöglichkeit
der Sache einsehe; eben deswegen denn aber
freylich auch keinen Grund habe, dem Lieb-
lingswunsche unsers leichtgläubigen Hergens
zu widersprechen. Immer schon etwas, daß
sie nur dazu schweigen darf.

Über auch wenig genug! — So viel ist
nun wohl gewiß, und ich selbst habe es in mei-
ner Schrift mehrmals ausdrücklich genug aus-
gestanden, daß bei allen zugeschriebenen Grün-
den eine künstige Wiedervereinigung doch nie
zur unwidersprechlichen Wahrheit werde. Wie
viel giebt es auch überall Kenntnisse von un-
trüglicher Gewißheit? In unsern Tagen zu-
mal; wo die reine Vernunft in dem Gebiete
menschlichen Wissens bereits dermaßen aufge-
räumt hat, daß uns fast nicht Eine Wahrheit
mehr übrig ist. Denn schon ist das Daseyn
einer Gottheit im Grunde nicht viel mehr, als
ein Problem, welches freylich der großen Zu-
träglichkeit wegen als Axiom gelten soll.

Selbst

Selbst die Existenz unsrer eignen Seele — weiland die ausgemachteste Wahrheit — ist nunmehr ein bloßes Rätsel. Was wir bisher für unser bleibendes, untheilbares Wesen hielten, ist vielleicht nur eine Erscheinung, oder eine Reihe von Erscheinungen — wenn sich das verstehen lässt — von keinem Dinge in keinem Dinge. Überhaupt würde man sehr Unrecht haben, wenn man sich die reine Vernunft etwa wie einen reinen Himmel gedächte, von dem sich desto mehr Licht auf unsern Gesichtskreis verbreitet, je reiner er ist. — Darf ich also mit jenem Weltweisen nicht einmal mehr sagen: Ich denke, und also bin ich; wie werde ich denn wohl aus irgend einem Grunde behaupten können: Ich werde seyn? Und wie thöricht ist es da vollends, von künftigen Bestimmungen meines Daseyns irgend etwas, nur als sehr wahrscheinlich, zu behaupten? Soll denn aber die gemeine Vernunft ihren gebahnten Weg, auf dem sie doch bisher noch so manche Befriedigung für sich selbst, so manchen Trost für das Herz fand, nicht weiter verfolgen, aus Furcht vor dem Hohnlächeln jener höhern Vernunft, die doch in der Wüste, wohin sie mit ihrem Lied

B

summe

finne gerath, leider selbst darbet, und das Herz verschmachten lässt? Ich dächte, nein! Indessen begehre ich den Satz, daß vorzüglich edle und zärtliche Seelenbündnisse dereinst wieder werden erneuert werden, noch keineswegs mit jenen in gleichen Rang zu setzen, welche die gemeine Vernunft bisher als aussgemachte Wahrheiten anerkannt hat. Ich behaupte nur, daß er bey alledem mit diesen in der schönsten Harmonie stehe, und daß daher die Vernunft nicht umhin könne, ihm höchstwahrscheinlich zu finden, und ihm ihren vollen Beifall zu geben. Was wäre uns auch viel mit ihrer hlosen Neutralität gedient?

Läßt sich denn aber wohl mit Recht sagen, daß wir durchaus nicht wissen, was künftig nur seyn könne, und mithin noch weniger, was seyn werde? Heißt Wissen etwa nur: eine anschauende Kenntniß von etwas haben, oder auch, die innre Nothwendigkeit einer Sache, die Unmöglichkeit ihres Gegentheils aus unstreitigen Gründen einsehen; ja, so ist nichts gewisser. Denn sogar die Unsterblichkeit ist mir auf diese Weise noch kein sichres Gut; indem ich, wo keine wirkliche Vernichtung, doch gewiß ein Zurücksinken meiner Seele

Seele in jenen ursprünglichen Zustand der Unbewußtheit an sich allerdings gedenkbar finde. Ich weiß denn aber doch immer etwas, sollt' ich meynen, wenn ich von einer Sache auch nur einiges, und dies nur im allgemeinen einsehe. Ich weiß doch etwas von der Zukunft, wenn ich auch nur die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs aus triftigen Gründen erkenne; das Gegentheil aber mit meinen anderweitigen geprüftesten und sichersten Kenntnissen unverträglich finde. Denn es kann nimmermehr Eintracht zwischen Wahrheit und Wahrheit seyn; und was in sich selbst einen Widerspruch enthält, ist eigentlich um nichts unwahrer, als was andern ausgemachten Wahrheiten entgegen ist: oder diese müssen fälschlich dafür gegolten haben. Bey tausend Meynungen ist es nun freylich so, daß wir zwar ihre schöne Eintracht mit den von uns anerkannten Wahrheiten deutlich wahrnehmen, gleichwohl aber doch das Gegentheil von jenen nicht zugleich als das formliche Gegentheil von diesen erkennen. Deswegen sind es denn freylich nur Meynungen, deren Wahrscheinlichkeit aber gerade so vollkommen ist, als jene Eintracht. Genuß, Wahrscheinlichkeit

keit ist die Stellvertreterin der Wahrheit bey uns Menschen, der wir unsre Huldigung nicht versagen dürfen. — Es ist aber zweyerley, im allgemeinen zu wissen, daß etwas geschehen werde, und zu wissen, wie es geschehen werde. Dies letztere bleibt uns im Grunde überall, auch beim sinnlichen Anschauen des Gegenwärtigen, und selbst bey den unmittelbarsten Kraftäußerungen unsrer eignen Seele, unbegreiflich. Dies kann aber unsren sonst wohlgegrundeten Erwartungen so wenig von ihrer Wahrscheinlichkeit, als unsren Erfahrungen von ihrer Gewissheit entziehen. Weiß ich gleich freylich nicht, wie mein Geist künftig existiren könne und solle; so bin ich doch um nichts weniger überzeugt, daß er es wird. Weiß ich gleich ferner nicht, wie viel oder wie wenig ähnliches mein künftiger Zustand mit meinem jetzigen haben werde: so erwarte ich doch mit gerechter und ungekränkter Zuversicht eine vermehrte Vollkommenheit desselben, keine verminderte. Ich habe die wichtigsten Gründe, beydes zu glauben, und deswegen verdient dieser mein Glaube schon, daß er Einsicht heisse. Nur beziehen sich jene bloß auf den Erfolg überhaupt, nicht auf

auf die Art und Weise derselben. Und wenn sich denn also von dem Wie eines künftigen Wiedererkennens auch gar nichts bestimmen, gar keine Möglichkeit einschätzen lässt? — Alle die tausend Sterne über uns, die aus so ungeheuren Fernen ein ungeborgtes Licht zu uns herabstrahlen, sind unstreitig läuter Sonnen. Dies ist mathematisch gewiss. Dass sie aber nicht dastehen, wie Herrscher ohne Gebiet und Unterthanen, dass vielmehr jede von ihnen ihre bewohnbaren und bewohnten Planeten um sich her bewege, auch wohl selbst ein Wohnplatz lebender Geschöpfe sey, davon sagt uns freylich die Sternkunde selbst keine Syllabe. Doch welcher Weise hätte das Herz, es zu bezweifeln, oder es doch nur als ein Vielleicht gelten zu lassen? Wer wäre davon nicht völlig überzeugt, ungeachtet über die möglichen Einrichtungen jener Weltkörper und die dadurch irgend möglichen Arten des Lebens auch nicht die mindeste Muthmässung statt findet? Denn wie könnte man es einem Gott von unendlicher Güte, Weisheit und Kraft wohl zutrauen, dass er den Schauplatz seiner Herrlichkeit so öde und leer gelassen, und nur unsern kleinen Winkel bevölkert habe? — Wohl-

an denn, hat einmal ein künstiges Wiedersehen aus gleichen Gründen überhaupt nur gleiche Wahrscheinlichkeit; so thut es ihm nichts, es mag sich darüber noch etwas näheres errathen lassen, oder nicht. Die Möglichkeit an sich, die sich analogisch doch noch begreifen lässt, ist da schon in jener mit begriffen. Was den wichtigsten Gründen zufolge geschehen soll, das kann nicht unmöglich seyn.

Soll denn aber jene süße Hoffnung so gewiß in Erfüllung gehen? Ist das so unstreitig göttlicher Wille? — Ich glaube doch, hinlänglich gezeigt zu haben, daß diese Behauptung unendlich mehr, als das Gegentheil, mit den Begriffen übereinkomme, die wir von der weisesten Güte unsers Urhebers und seinen allgemeinen Absichten mit uns zu hegen genötigt sind — Mir will es gleichwohl noch nicht hinlänglich scheinen, spricht ein edler, schwermüthiger Freund. Was ließe sich nicht alles aus der Güte und Weisheit Gottes beweisen, wovon doch die tägliche Erfahrung leider gerade das Gegentheil lehrt. Würf nur einen Blick auf jenen Haufen armseliger, elender Negersclaven, die doch so gut,

gut, wie wir andern, Gott zum Vater haben, und denen er gleiche Ansprüche auf Glück und Wohlseyn verliehen hat. Oder haben gleiche NATUREN nicht gleiche Ansprüche? Warum gibt denn der Gott und Vater aller Menschen seine schwarzen Kinder, deren Farbe doch kein Verbrechen ist, unter die schreckliche Geissel der weissen, die vielmehr selbst, grosztheils, ihrer Grausamkeit wegen, einen solchen Fluch verdienten. Du sagst, der Trieben unsrer Natur sey von der Vorsehung ihre Befriedigung bestimmt. Aber schau! Noch ist die Erde voll von Gefängnissen der abscheulichsten Art, wo tausend betrogene Unschuldige nach Freyheit schmachten, und sich in erzwungener Neuschheit zu Tode martern. Ueberhaupt, wie viel haben wir Triebe, heisse und gute Triebe, die nicht erfüllt werden und nicht erfüllt werden können. Wie, wenn es in jenem Leben nicht anders wäre?

Aus diesen und so viel ähnlichen Thatz sachen soll freilich kein Tadel der Vorsehung, kein Einwurf gegen die Vollkommenheit ihrer Weisheit und Güte hergenommen werden. Dies hat mein Freund so wenig im Sinne, als es mein Wilhelm hatte. Denn der hat

es bereits gesagt, daß überhaupt die unlang
barsten Bestimmungen in der Natur unzählige
chemale verfehlt werden. Jener scheint indes-
sen noch etwas mehr zu wollen, als dieser.
Ihm, scheint es, wird durch so vielfältige
und auffallende Erfahrungen der Art der von
mir geführte Beweis im ganzen verdächtig.
Wenn auch Erwartungen, zu welchen jeder
Mensch hier so unstreitig berechtigt ist, in
tausend und abermal tausend Fällen getäuscht,
seine mächtigsten Triebe so bitter gekränkt
werden, ohne daß daraus irgend etwas gegen
die Güte der Vorsehung folge: wie viele Si-
cherheit gewährt uns da wohl überhaupt eben
diese Güte für die Befriedigung solcher Be-
dürfnisse unsrer Natur, die an sich minder
ausgemacht sind? Was soll ich nun hierauf
zur Antwort geben?

So viel auch einem jeden an seinem Theiss-
le daran gelegen ist, zu wissen, ob sich jedermann
ohne Ausnahme, einer Wiederberu-
einigung mit den Geliebten seines Herzens
sicher getrostet dürfe; so war das doch eigent-
lich nur eine Nebenfrage bei der von mir an-
gestellten Untersuchung. Die Hauptfrage ist
allgemeiner, nehmlich: ob das Glück der
Wies-

Wiedervereinigung, überhaupt genommen, mit zur menschlichen Bestimmung in jener Welt gehöre; wenn auch allenfalls mit mancher Ausnahme. Dies bejahe ich nun, aus Gründen der Vernunft, als etwas höchstwahrscheinliches. Und diese Wahrscheinlichkeit im allgemeinen wird, so viel ich sche, durch alle jene Erfahrungen nicht im mindesten angetastet; indem Ausnahmen nicht gegen die Regel an sich, sondern nur gegen ihre Allgemeinheit etwas beweisen. Tausende haben das Schicksal, den so heissen Trieb der Liebe nicht befriedigen zu können. Nun? Ist deswegen für diesen Trieb überall keine Befriedigung bestimmt? Oder wären die ungleich häufigern Fälle, wo sie genossen wird, etwa gar nur Ausnahmen? Wem könnte so ein Gedanke begehen? Es gibt Blinde und Taube: gäbe es aber kein Licht und keinen Schall, so würde es gewiß auch überall keine Augen und Ohren geben. Hier und da ist eine Anzahl Menschen Hungers umgekommen; gleichwohl dürfen wir nur wissen, daß es Nahrungsbedürftige Wesen im Monde gebe, um versichert zu sein, daß sich dort auch schickliche Nahrungs-Mittel für sie finden. Denn die

Einrichtungen in der Natur sind nothwendig alle zweckmäßig übereinstimmend.

Ist nun Wiedervereinigung mit denen, die wir einmal innigst geliebt haben, ein bleibendes Bedürfniß unsrer moralischen Natur — doch wie? wenn eben dies noch einer Bezeugung fähig wäre? Ein geselliger Trieb überhaupt, könnte man sagen, ist freylich ein unvertilgbarer, wesentlicher Charakter unsrer Seele, wie wohl eines jeden mit Moralität begabten Geschöpfes. Daraus ergibt sich denn auch unstreitig, daß unser künftiges Leben in jedem Falle ein geselliges seyn werde. Was für einen besondern Gegenstand dieser, an sich unbestimmte, Vereinigungstrieb ergreife, das hängt von der vorhandnen Gelegenheit ab; und das Festhalten des einmal ergriffnen ist dann allerdings ein Beweis seiner sittlichen Würde. Gleichwohl ist ein solches Festhalten keine innre Nothwendigkeit, und es verdient noch nicht den Namen eines sträflichen Wankelmuths, fahren zu lassen, was man nicht halten kann. Zwar gehört es durchaus zum Wesen einer ächten und edlen Liebe, einen ewigen Besitz ihres Gegenstandes zu besitzen, so lange sie wirklich noch im Besitz ist.

ist. Auch wird sie dessen Verlust so bald nicht verschmerzen können. Allmählich wird sie ihn aber doch verschmerzen, wie die Erfahrung lehrt; und endlich wird sie dann vielleicht aufhören, diese treue, redliche Liebe —

Nun ja, aufhören, eine Leidenschaft zu seyn! Aber auch aufhören, sich den süßen Gesnuss ihres Gegenstandes zurückzurünschen? Unmöglich! Da wäre sie keine Liebe mehr! Oder sollte sie ganz vergehen, so gut, wie alle die Triebe, die dem Leibe gehören, und mit ihm abgelegt werden? Nein wahrhaftig! Dazu ist tugendhafte Liebe viel zu edel! Sie wird unsterblich seyn, wie die Seele selbst, und unvergänglich, wie das Andenken an die Vorzeit! Ein Wesen, welches immer das nehmliche bleibt, dessen noch so verschiedne Zustände doch insgesammt nur Ein Leben aussmachen; ein solches Wesen müste doch uns ausbleiblich in jeder möglichen Lage und in einer noch so fernen Zukunft immerzu häufig Veranlassung finden, sich seiner frühesten Schicksale bald mehr, bald minder lebhaft, zu erinnern. Kann dies nicht fehlen, so kann auch die wahre Liebe in der Seele nie verlöschen. Denn jene wesentlichen Vorzüge ihres

Ges-

Gegenstandes, durch die sie entzündet ward, und insonderheit dessen uns selbst betreffende Gesinnungen und Verdienste müssen auch in der Erinnerung ewig einen besondern Werth für uns behalten; und nie kann uns das gleichgültig werden, was wir selbst, um dieses Gegenstandes willen, edelmüthig empfanden und thaten. Also nicht bloß den allgemeinen Trieb zur Geselligkeit werden wir aus diesem ersten Zeitraume unsers Daseyns in alle künftigen mit uns hinübernehmen; sondern auch die besondre Neigung zu eben dem Wesen, das uns hier einmal, so stark und vielfach interessirt hat. Wir würden zum wenigsten eben dessen Ideal lieben, falls wir dessen selbst entbehren müßten, und würden dessen nie anders, als ungern, entbehren können. Auch wird jene erste Liebe durch keine neue jemals verdrängt werden, indem keine mit ihr unverträglich seyn kann. Und dieser unvertilgbare Funken — o wie schnell würde er doch wieder zur mächtigsten Flamme werden, so bald wir das theure Kleinod unsers Herzens wieder fänden.

Nochmals also: Achte Liebe vergeht nicht, und Wiedervereinigung mit den Geliebten ist ein

ein bleibendes Bedürfniß unsrer moralischen Natur. Gegen die Wahrheit aber, daß Gott keinen Trieb in sein Geschöpf legte, für welchen er durchgehends keine Befriedigung ges wollt hätte, zeugen keine Ausnahmen. Sie zengen desto weniger gegen ihn, je edler und vortrefflicher er an sich ist, und je größern Einfluß er auf die besondere und allgemeine Wohlfahrt der Geschöpfe hat.

Jedoch! — Was kann es mir helfen, daß andre gelabt werden, indem ich schmach te? Wie vielen Trost sollen denn mir alle die Gründe gewähren, die jenes herrliche Glück zwar vielen Liebenden: aber nicht allen, zus sichern; da doch die Ausnahme mich so leicht treffen mag, als jeden andern? Hierauf weiß ich nicht besser zu antworten, als mit einer Gegenfrage. Sollen in jener Welt alle Tugendhaften von aussen sowohl, als von innen, glücklich werden? Dürfen, müssen wir dies nicht der göttlichen Güte zutrauen, ungeachtet die gegenwärtige Erfahrung dieses Vertrauen so sehr bestreitet? Hienieden ist es nun einmal nach dem ganzen Zusammenhange der Dinge nicht möglich, daß der Grad äusserlichen Glückes dem Grade der Tugend allemal gleich

gleich sey. Selbst die innre Glückseligkeit des guten Menschen, die übrigens freylich für sich besteht, leidet nur gar zu oft unter den vielen Widerwärtigkeiten, die hier wohl gerade die edelste Tugend am meisten bedrängen. Wenn es dabei gleich wahr ist, daß Trübsale die Tugend läutern und erhöhen, und daß daher selbst dieser Contrast des Schicksals mit dem Verdienste in vielen Fällen als eine gütige Führung der Vorsicht zum Besten der Tugend gesdacht werden darf: so ist es doch nicht minder gewiß, daß manche Leiden des Tugends haften, solche nehmlich, die ihn nicht bloß seines Charakters wegen betreffen, dennoch erfolgen müssten, indem es die noch unvollkommne Einrichtung des irdischen Lebens so mit sich brachte. Kein Vernünftiger wird zwar dieselnvollkommenheit unsrer gegenwärtigen Einrichtung und deren schlimme Erfolge der Vorsehung zum Vorwurfe machen, und ihr deswegen einen Mangel an Güte und Weisheit zutrauen. Er wird vielmehr bedenken, daß Gegenwärtige sey nur ein kleiner Theil des unermesslichen Plans der Gottheit, und glauben, dieß an sich unvollkommen sey im Zusammenhange mit dem künftigen etwas vollkommn,

Kommnes. Indessen sind nun einmal die Uebel dieses Lebens grösstentheils unvermeidlich, auch für den Tugendhaften. Gleichwohl aber — nicht wahr? — gleichwohl trauen wir alle es der Vorsehung mit ruhigem Muthe zu, sie werde die künftige Einrichtung mit dem Menscheneschlechte schon zum voraus so getroffen haben, daß jeder Tugendhafte, jeder ohne Ausnahme nicht bloß in seinem Innern, sondern auch in seiner ganzen äußerlichen Lage ein Glück finde, wie es seiner Tugend gebühret. Hier nun befürchten wir keine einzige Ausnahme und dürfen es nicht. Und doch ständen hier eben die Zweifel statt, als gegen die allgemeine Wiedervereinigung treuliebender Seelen. Vielleicht, könnte man auch hier sagen, ist es selbst für die höchste Güte und Weisheit keine Möglichkeit, jeden Tugendhaften dureinst auf eine angemessne Art zu belohnen. Vielleicht wird daher eine Menge verdienstvoller Wesen von einem Zeitpunkte ihres Dasyns zum andern, und vielleicht immerdar, in einer betrübten Lage schmachten, und darüber auch den Genuss innerer Ruhe, ja endlich selbst ihre Tugend, verlieren müssen. Dieß mag in keinem möglichen Zusammenhange

der

der Dinge, falls er nicht immerzu durch Wunder soll unterbrochen werden, vermeidlich seyn. Allein, kein solches Vielleicht, so unwiderleglich es an sich ist, kann jene getrostste Erwartung bey uns im mindesten eischiütern. Denn wie begreifen, ohne noch den Ausspruch einer Offenbarung vor uns zu haben, daß wir durch eine solche Besorgniß in der That eine Unehrerbietigkeit gegen Gott begehen würden; indem wir dadurch seine Güte und Weisheit verkleinerten, ja gar mit sich selbst in Widerspruch setzten. Wir begreifen nehmlich, daß es nothwendig ein Zweck seines höchsten Güte und Weisheit sey, durchgehends ein richtiges Verhältniß zwischen Glück und Tugend in seiner Welt zu veranstalten. Wir begreifen auch, daß die Verkettung der Dinge und die davon zunächst abhangenden Schicksale der Lebendigen kein Werk eines blinden Geschicks, sondern eben dieser unermöglichen Güte und Weisheit sey, die ihres Zweckes nicht verfehlten kann; einer Weisheit, die zwar nicht, ohne Widerspruch mit sich selbst, die natürlichen Erfolge der einmal von ihr beliebten Einrichtung hemmen und abändern könnte; die aber auch eben so wenig, ohne

Wis

Widerspruch mit sich selbst, eine solche Einrichtung kann getroffen haben, die einem so wesentlichen Zwecke, der moralischen Ordnung, nicht durchgehends ein Genüge thäte. Ihr kann da keine andere Unmöglichkeit im Wege stehen, als nur diese: das alles auf einmal auszuführen, was sie doch nicht durch Wunder, sondern durch den natürlichen Lauf der Dinge, mithin allmählich von selbst, erfolgen zu lassen, beschlossen hat. Wie betrachten das her mit Recht alle gegenwärtigen Nebel als Dissonanzen, deren befriedigendste Auflösung so gewiß erfolgen wird, als es eine unendlich gütige, unendlich weise und überaus thätige Vorsehung gibt. Nein! In ihrer Welt kann keine Tugend unbelohnt bleiben, oder auch nur unverhältnismäßig belohnt werden.

Kann diese Betrachtung nicht jedes zärtliche, blutende Gemüth, welches vor dem Gedanken einer ewigen Trennung erbebt, der Ausnahmen wegen beruhigen, die sich allenfalls in Ansehung des Glücks der Wiedervereinigung befürchten ließen? Ich denke, ja! Es hat wohl in der That nicht viel mehr Gefahr, daß es die alles regierende Vorsehung

E nicht

nicht eben so gut in ihrer Gewalt haben sollte, vereinst jede tugendhafte Liebe durch die Zurückgabe ihres beweinten Kleinodes, als überhaupt jede Tugend mit Seligkeit zu belohnen. — Man könnte zwar einwenden: Glückseligkeit überhaupt sey auch in tausenderley verschiedenen Lagen möglich, und erfordere nicht gerade dieses oder jenes bestimmte Verhältniß, welches etwa dem Besten des Ganzen entgegen seyn möchte. Gleichwohl ist es nicht dieser Umstand, der jedem Tugendfreunde ein gerechtes Maas künftiger Wonne sichert; — denn gilt nicht das nehmliche hier im Leben, wo doch so manchen Rechtschaffnen ein Leiden über das andere trifft? — sondern die vollkommene Weisheit Gottes thut es, als welcher wir, nebst der unstreitigen Absicht, jeden Edsel verhältnismäßig zu beglücken, auch die unfehlbaren Mittel der Ausführung zutrauen müssen. Ist denn nun einmal die Wiederschnüpfung des theuren Bandes, dessen Zerreibung so schmerhaft war, für jeden redlichliebenden ein so wichtiges Bedürfniß, und gerade ein desto wichtigeres, je edler und inniger er geliebt hat; darf man denn wohl in Unsehung dessen weniger Vertrauen zu dem weis

Weisesten Weltherrcher hegen? Wo freylich dieses edle Bedürfnis seine Befriedigung finnen soll, da müssen unzählliche Verhältnisse wegfallen, worinn sonst der eine und der andre stehen könnte; und da befürchtet man nun die Möglichkeit, daß eben diese Bedingung in vielen Fällen mit höhern Absichten der Vorsehung unverträglich seyn dürfte. Nun würde es zwar verwegen seyn, eine solche Möglichkeit nur so schlechtweg zu läugnen, da doch jenes nicht zu den wesentlich nothwendigen Zwecken Gottes zu gehören scheint; jedoch zum Erweise derselben darf man sich auch nicht auf Beispiele dieses Lebens berufen, welches bloßer Eintritt ins Daseyn und Vorbereitung einer bessern Zukunft ist. Ueberhaupt aber thun wir am besten, wir lassen das Mögliche möglich seyn, und halten uns lieber ans Wahrscheinliche. Wahrscheinlich aber ist es doch uns streitig in sever Rücksicht, und zwar auch in Ansehung jedes einzelnen Falles wahrscheinlich, daß Wiedervereinigung solcher Wesen, die von Natur vorzüglich mit einander harmoniren, und sich bereits durch gegenseitige Verdienste äußerst werth geworden, zur Vollkommenheit der moralischen Welt, mithin zu den

C 2 Zweck

Zwecken des Allerweisesten gehöre. Diese Vorstellung ist unserm Verstände natürlich, und wir können nicht umhin, jede Ausnahme als eine Lücke in dem uns gedenkbaren schönen Zusammenhange unsrer Schicksale anzusehen. Gedachte Möglichkeit hingegen, daß eine Menge der seligsten Harmonien auf ewig sollte vernichtet werden, damit andere Verhältnisse, und durch sie größere Vollkommenheiten in der Welt statt finden, ist doch nur ein erzwungener Begriff, dem keiner von uns eine seinem Herzen so unentbehrliche Hoffnung aufzufern braucht. Mit welch einer Mannichfaltigkeit abwechselnder Verhältnisse kann nicht überdem jede genauere Verbindung bestehen, die doch auch nicht gerade als ein ununterbrochnes Beysammenseyn gedacht werden muß. Genug, es ist und bleibt unwahrscheinlich, daß Gott auch nur ein einziges Seelenbündniß von vorzüglichem Werthe zu ewiger Vernichtung sollte verdammen wollen oder verdammen müssen. Schon die innre Vortrefflichkeit eines solchen widerspricht dem Gedanken.

Denn es versteht sich ja wohl von selbst, daß hier nicht eben jede nähere Verbindung unter

unter den Menschen gemeynnt sey. Es gibt ja so manche, die an sich tadellos und gut ist, ohne doch jenen Anspruch auf die Ewigkeit machen zu können. Ueberhaupt kann die bloße Art gegenseitiger Verhältnisse hier in keine Betrachtung kommen; sondern nur ihre inure sittliche Beschaffenheit. Blutsverwandtschaft, Ehebündniß, Freundschaft — es sind heilige Namen; aber wie selten sind sie das wirklich, was sie seyn sollten. Wie oft sind nicht die vornehmsten Bande der Natur schlaff, unwirksam und verachtet! Wie viele Partheyen, über deren Liebe ein feyerlicher Segen gesprochen ward, sind, um noch nicht vom Schlimmsten zu reden, so dürfstig an wahrem gegenseitigen Wohlwollen, daß sie einer ewigen Scheidung wegen gewiß keinen Kummer hegen. Und wie viele gibt es unter der zahllosen Menge von Freundschaften, die Innigkeit und Würde genug haben, um völlig diesen so vielbedeutenden Namen und jenen kostlichen Preis der Zukunft zu verdienen? Nur diejenigen also, die durch eine schöne Ueber-einstimmung ihres Charakters mit einander verbunden sind, die sich um bleibender Vorteile willen mit wahrer Hochschätzung und inniger

Zärtlichkeit einander lieben, und vor allen, die durch wohlwollendes Thun und Leiden vorsätzliche Verdienste um einander haben; nur solche sind es eigentlich werth, sich vereinst wieder zu finden, und dann ewig einer liebevollen, seligen Gemeinschaft zu genießen. Und für solche ist dieses Glück eigentlich auch nur Bedürfniß.

Wie denn aber, wenn Personen von uns gleichem Charakter gleichwohl einen beträchtlichen Grad wahren Wohlwollens gegen einander hegen? oder wo sich dieses auch nur auf der einen Seite findet? Was für ein Schicksal sollte denn wohl einer solchen Verbindung bevorstehen? Dass ich hierüber meine Meinung nicht gesagt habe, ist vermutlich den wenigsten meiner Leser recht gewesen. Mir schien es indessen am besten, diesen Punkt uns berührt zu lassen, über den man doch nur ziemlich unsichre Muthmaßungen vorbringen kann. Denn die von mir gebrauchten Gründe für ein künftiges Wiedersehen sind so beschaffen, dass sie freylich nur den Tugendhaften jene tröstliche Aussicht eröffnen. Indem wir jene Welt als den Ort betrachten müssen, wo einem jeden nach seinem hier geführten

Wan-

Wandel soll vergolten werden: so gerath man natürlicher Weise auf folgende Vorstellung. Je tugendhafter und vollkommener man hies gelebt hat, desto seliger wird man dort seiner ganzen Lage nach seyn. Personen also, die nicht einen gleichen Grad sittlicher Vortrefflichkeit erlangt haben, Personen von ungleicher Seelengüte können und werden dort wohl schwerlich in Verbindung stehen; da sie nicht auf einer gleich hohen Stufe der Seeligkeit stehen können. Wie sehr vielen aber, die sich doch redlich einander lieben, und eine Wiedervereinigung innigst wünschen, möchte nun dieser Umstand eine immerwährende Trennung drohen! Und wie wenige mögen denn am Ende Trost und Beruhigung aus einer Lehre schöpfen dürfen, die nur in Ansehung derer, die sich an moralischem Werthe gleich sind, eine volle Wahrscheinlichkeit behält.

Man sieht leicht ein, daß ich mich auf die Erörterung dieses Punkts in meiner Schrift nicht füglich einlassen konnte, in so ferne ich, meinem Vorsatz getreu, nichts vortragen wollte, als was sich ohne Voraussetzung geöffnbarer Lehren blos aus einer verhünftigen Erwägung zu ergeben schien. Diese sagt uns nun

eben nichts von einer Verschiedenheit des künftigen Aufenthalts nach der Verschiedenheit des Charakters. Die heilige Schrift entscheidet freilich im allgemeinen über Himmel und Höle; wogegen denn die Vernunft auch nichts einzubwenden hat: wenn sie sich gleich, was die letztere betrifft, gerade nicht zu der fürchterlichen Orthodoxie mancher Schrift-Ausleser bekannt. Diese Lehre denn einmal vorausgesetzt, was lässt sich da wohl über jenen Punct am wahrscheinlichsten vermuthen?

Hier sind zwey Fälle zu unterscheiden, der nehmlich, wo Tugend auf beyden Seiten ist, aber ungleiche Tugend, und der, wo sich bey dem einen Theil ein tugendhafter, bey dem andern hingegen ein wirklich lasterhafter Charakter findet. Denn jenen dritten Fall, wo ein lasterhaftes Gemüth mit dem andern gepaart ist, darf ich wohl, ohne Vorwürfe zu besorgen, ganz unberührt lassen. Dergleichen Verbindungen führen den Namen der Freundschaft und Liebe wohl sehr unrechtmäßig; und es mag allerdings ein Wiedersehn böser Genossen statt finden, aber welches!

Meine Meynung wäre nun etwa diese. um auf das Glück einer erneuerten Verbindung

dung rechnen zu dürfen, wird allerdings zwar Tugend auf beiden Seiten, doch wohl eben keine völlige Gleichheit derselben erfordert. Ihrer Art nach ist die andre Glückseligkeit, dieser eigentliche Lohn der Tugend, stets einserley. Sie besteht nehmlich überhaupt im Genusse eines freien, ungehinderten Wachsthumes an Vollkommenheit sowohl des Verstandes, als vornehmlich des Herzens. Da nun das Innere und Wesentliche nicht der Art sondern nur dem Grade nach verschieden ist; so darf auch der äußerliche Zustand, um mit jenem zu harmoniren, gerade noch nicht von einer so ungleichartigen Beschaffenheit seyn, daß wir für jeden Grad innerer Vollkommenheit und Seligkeit einen eignen Himmel annehmen müßten. Selbst die Neuerungen der heil. Schrift nothigen uns nicht dazu. Zwar wird in der bessern Zukunft das Neuerliche dem Innerlichen unstreitig genauer entsprechen, als es hienteden möglich ja nützlich ist. Es wird da sicherlich keinen solchen Contrast des Schicksals mit dem Verdienste geben, wie so oft auf Erden. Dafür bürgt uns die unverkennbare Liebe des Schöpfers zur Ordnung nicht minder, als seine Verheißung.

C 5

Sonst

Sonst würde auch selbst die Summe des inneren Glücks einen großen Abzug leiden. Ueberhaupt also gehört zu den Erfordernissen einer selbst im Wachsthume bereits vollendeten Glückseligkeit, wie die verheissne seyn wird, ein angemessner Aufenthalt, wo widerwärtige Lagen und Verhältnisse wegfallen, und auch ein physisch angenehmer Zustand genossen wird. Und einen solchen Aufenthalt wird Gott denn vereinst auch gewiß allen seinen Freunden verleihen. Doch immer wird das individuelle Maas der Glückseligkeit mehr vom Persönlichen abhangen, als vom Dertlichen, wie dies in der Natur der Sache ge- gründet und schon hier der Fall ist. In der nehmlichen Lage, worinn ich mich jetzt befinde, würde ein besserer, weiserer, kraftvolles rer, als ich, und ich selbst, wenn ich nun mehr einen höhern Grab von Güte, Weisheit und Thatkraft erlangte, ungleich mehr Glück geniessen, ungleich besser die Gelegenheiten zu edeln, heilbringenden Thaten gebrauchen kön- nen. Mithin braucht man auch gar nicht anzunehmen, daß Gott, um ein gerechtes Verhältniß zu beobachten, und nicht alle ohne Unterschied mit einem gleichen Maase von Glückseligkeit zu belohnen, alle, diejenigen, deren

deren Tugend etwa von gleichem Gehalte ist, zusammenbringen; hingegen alle diejenigen trennen müsse, die nicht gerade die nehmliche Stufe sittlicher Vollkommenheit erreicht haben. Dürfen wir überdem so gar annehmen — was uns freylich keine Vernunftgründende darthun, biblische Lehren aber hoffen lassen, — daß wir vereinst selbst zu einem gewissen Umgange mit Wesen von höherer Gestaltung gelangen werden: so darf uns wahrlich eine, auch nicht ganz geringe, Ungleichheit an sittlicher Würde desto weniger ein Grund zur Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen verbrüderten Wesen dünken. Ja selbst eine gewisse Ungleichheit der Art dürfte dort so gut, wie hier die Ungleichheit an Kräften des Leibes und des Geistes, Verhältnisse von einer sehr wohlthätigen Natur erzeugen, wo die Gelegenheit und das Vermögen, die Vollkommenheit eines minder vortrefflichen Geschöpfes erhöhen zu können, selbst für den Vollkommenen ein Mittel größerer Seligkeit würde; und wahrlich einer desto größern, wenn jenes Geschöpf gerade das nehmliche wäre, für welches dieser vor dem schon mit zärtlicher Liebe thätig war.

Zea

Jedoch, das Laster mit seiner Strafe kann und soll künftig nicht mehr wohnen, wo die selige Tugend wohnt. Mithin darf auch freylich keine Wiedervereinigung solcher Personen gehofft werden, deren Gemüthsarten von einer so ungleichen Güte sind, wie Tugend und Laster. Ist aber auch da wohl eine innige und bestehende Zuneigung gegen einander möglich, wo so gar keine Harmonie edler Gesinnungen, so gar keine gegenseitige Hochschätzung statt hat? Mein! Außer diesem moralischen Bande gibt es überall keines von Dauer. Im Himmel gilt ohne Zweifel keine andere Verwandtschaft, als die der Gemüther, und alles Interesse, was aus den übrigen Verhältnissen dieses Lebens entsprungen ist, kann, nach deren Aufhebung, nur noch in so ferne fort-dauern, als es zugleich von wahrer Liebenswürdigkeit, das heißt, von sittlicher Güte, erzeugt worden. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist das erste und bindendste unter allen. Keine andre Blutsverwandtschaft gibt für sich allein — wo nicht in seltenen Fällen, und auch da eigentlich nur vermöge gleichartiger Gemüths-eigenschaften — ein so gar vorzügliches Interesse. Selbst die Liese
be

be uner Geschwistern muß sehr oft der Liebe unter Freunden, die sich fanden und schäzen lernten, weit nachstehen. Was ich also von jener ersten und engsten Verbindung behaupten darf, wird noch weit gewisser von allen übrigen gelten müssen. Nun wissen wir zwar, daß Eltern die größte Zärtlichkeit gegen ihre Kinder hegen; und es wirken ja bei ihnen so viele mächtige Triebedern, daß es nicht anders möglich ist. Das Kind ist gleichsam ein Theil ihrer selbst; ihrer beglücktesten Liebe hat es sein Entstehen zu verdanken; dessen Erhaltung hängt von ihrer fortgesetzten Fürsorge ab; einer Fürsorge, die so vieler und großer Beschwerden wegen nicht minder verdienstlich für sie selbst, als wohltätig für das Kind war; und das zarte Geschöpf hat in seiner noch unverlegten Unschuld selbst für jeden andern so viel holdes und einnehmendes, daß nothwendig das vereinigte Wohlgefallen an sich selbst an dem Gatten und an dem Kinde den höchsten Grad von Interesse bei den Eltern erzeugen muß. Mithin ist auch nichts natürlicher, als daß sie ihrem Kinde ein immerwährendes Wohlergehen, und sich die Wonne einer steten Gemeinschaft mit ihm und des

Aus-

Unblicks seiner Freunde wünschen. Daß gleichwohl schon hier diese elterliche Zuneigung nicht unvertilgbar sey, beweisen genug Erfahrungen. Freylich kann das Kind, wenn es nur erwachsen ist, der Thorheiten und selbst der Bosheiten viele begehen, ehe sich das Herz des guten Vaters, der liebreichen Mutter von ihm wendet. Endlich aber wendet es sich doch wirklich von dem Unverbesserlichen und nicht selten tritt dann wahre Abneigung an die Stelle der Zärtlichkeit. — Dort aber? — Als Kind, als Geschwister, als Gatte wird dort gewiß niemand mehr betrachtet — diese Verhältnisse sind aufgehoben — sondern bloß als ehemaliger Gegenstand des Wohlwollens. Und wehe muß es da freylich dem Elen thun, diesen Gegenstand seiner fernern Liebe und Gemeinschaft unwürdig zu finden, und damit zugleich den nächsten Lohn seiner Verdienste um ihn einzubüßen. Wenn er denn aber doch einmal so besonden wird; so kann wohl schwerlich ein Verlangen nach einer fernern Verbindung mit ihm, so wenig, als mit jedem andern Unwürdigen bleiben. Vielleicht aber — doch ich schweige! Ich hatte da ein sehr menschliches, aber auch sehr gewagtes Vielleicht im

Sins

Sinne. Zugleich fiel mir aus dem Messias
die so rührende Dichtung ein, wie Abbiel dem
gefallnen und nunmehr begnadigten Abbado-
na, seinem ehemaligen Busenfreunde voll Ent-
zückung entgegeneilt, da sich dieser in verjün-
ter Herrlichkeit erhebt:

Abbiel konnte nicht mehr des Kommenden
 Anblick ertragen,
Schwung sich durch die Gerechten hervor;
 mit verbreiteten Armen
Jauchzt' er laut durch die Himmel; die Wanz-
 ge glüht' ihm; die Krone
Klang um sein Haupt; Er zittert auf Abbas
 dona herunter
Und umarmt ihn — —

Messias 19. Gesang.

Als mein Wilhelm die Hoffnung des Wies-
dersehens an sich durch Gründe hinlänglich
gesichert fand; so warf er die sehr natürliche
Frage auf: Wie werden wir uns wieder erkennen, worauf doch alles ankommt.
Hier nun möchten die meisten meiner Leser
den guten Moritz schon mit einiger Ungeduld
erwartet haben, und wohl nichts gewisser
glauben, als daß er jetzt seinem Freunde und
ihnen

ihnen über diesen interessanten Punct, wo kei-
nen völlig befriedigenden Aufschluß, doch im-
mer einige Muthmaßungen mittheilen würde,
die sich hören ließen, und die insonderheit den
Umstand der ähnlichen Bildung näher beträ-
fen. Statt dessen lehnte Moritz die Frage fast
ganz von sich ab, und dies aus dem wichtig-
sten Grunde, weil zu deren Beantwortung
schon eine genauere Kenntniß von der Einrich-
tung unsers künftigen Lebens erforderlich wä-
re, als irgend ein sterblicher Mensch hat und
haben kann; zumal, wenn ihm kein höheres
Licht vorleuchtet. Ich bitte desfalls für ihn
und mich alle diejenigen um Verzeihung, die
sich in ihrer Erwartung getäuscht fanden. Über
sie wissen ja selbst, daß man nicht geben kann,
was man nicht hat. Nun hätte er ihnen zwar
gewagte Meinungen geben können; allein er
hätte zugleich deren Unzuverlässigkeit, die sie
selbst ohnedem nur gar zu gut würden ges-
föhlt haben, ehrlich gestehn müssen. Den
nachdenkenden Verstand, den nur Gründe
belustigen, hätten sie keinesweges befriedigt.
Wollte man aber etwa bloß seine Einbildungskraft
erbauen; ey nun, so brauchte er nicht
erst zu thun, was andre schon längst gethan
hat:

hatten. Ich meines theils weiß darüber bis diese Stunde nichts specielleres zu sagen, als was Morris bereits gesagt hat; dieß wenige aber scheint mir allerdings solchen Vorausschätzungen gemäß zu seyn, die auch ein noch so nüchterner Verstand nicht verwerfen kann.

Ueberzeugt nehmlich von der unbegränzten Güte und Weisheit dessen, der uns schuf, sind wir auch fest versichert, daß unsrer Seele eine unaufhörliche Fortdauer, und mit dieser das Glück einer stets fort schreitenden Ausbildung und vervollkommennerung beschieden sey. Denn bey ihr gibt es keinen Punct der Reife, wie bey der Pflanze und bey dem thierischen Körper selbst, wo nun die vollendete Entwicklung aufhört. Vielmehr sind ihre Kräfte und Anlagen einer gränzenlosen Entwicklung fähig, zu welcher hier nur der erste schwache Anfang gemacht wird. Da nun dieß ihre Bestimmung ist, daß sie immer das nehmliche Wesen bleibt, so groß auch der Wechsel in ihren äusseren Verhältnissen seyn mag: so kann es in ihrer Existenz auch nicht an der wahren Einheit, an dem alle ihre bisherigen Zustände umfassenden Bewußtseyn fehlen. Sie muß und wird sich

sich selbst als eben das Wesen erkennen, welches bereits die über die Reihe von Veränderungen erlebt hat. Mit andern Worten ihr jedesmaliges Bewußtsein wird immer ein sumsmarisches Andenken ihrer vormaligen Lagen und Verhältnisse einschliessen; und, nachdem sie Veranlassung hat, wird sie sich bald dieser, bald jener insonderheit genauer erinnern. Mit einer gleichen Gewissheit erkennen wir ferner, daß diese unsre denkende und empfindende Natur durchaus nicht bestimmt seyn könne, aus dem geselligen Leben in ein isolirtes Daseyn überzugehen; denn ein solches widerspricht ihrer ganzen Einrichtung, worin alles Beziehung auf Dinge außer ihr, und vornehmlich auf andre ihr ähnliche Naturen hat. Es widerspricht sogar dem Zeugniß der ganzen Schöpfung, in welcher es überall kein Ding gibt, dessen Bestimmung blos in ihm selbst verschlossen wäre. Auch künftig also wird unstreitig jede Seele mit andern Seelen Gemeinschaft haben. Ist nun aber diese Voraussetzung nothwendig, wie sie es ist, und soll jene Gemeinschaft nicht etwa blos in einem unthätigen, zweckleeren Versammelthen bestehen — denn was wäre ein solches Vensam-

sammen seyn anders, als Einsamkeit — so ist
 auch nichts gewisser, als daß es Mittel der
 gegen seitigen Mittheilung zwischen
 ihnen geben werde. Denn entweder müßte die
 Seele künftig in gar keinen moralischen Ver-
 hältnissen stehen; und das soll sie doch einmal,
 als Glied der verminstigen moralischen Welt;
 oder sie muß auch, da eines ohne das andre
 nicht gedenkbar ist, stets vermögend bleiben,
 jene Verhältnisse, mithin auch die Wesen selbst,
 mit denen sie umgeben seyn wird, von einan-
 der zu unterscheiden. Dies ist einleuchtend.
 Und wird sie denn etwa dort, wo sie doch bes-
 reits eine höhere Stufe des Daseyns wird er-
 reicht haben, mit der Gabe zu erkennen und
 sich mitzuteilen, wohl gar in geringem Gra-
 de, als hier, versorgt seyn? Gewiß nicht!
 Eher läßt sich der überall herrschenden Weberi-
 einstimmung zufolge aufs wahrscheinlichste
 vermuthen, daß es dort auch eine vollkomme-
 re Art des Umganges, vielfachere Mitthei-
 lungs Weisen geben werde. Nur muß man die-
 se nicht etwa errathen, nicht mit dichterischer
 Philosophie näher bestimmen wollen; da die
 Belehrung von Dingen, die noch kein Auge
 gesehn, kein Ohr gehört hat, ganz allein ei-
 ner

ner künftigen Erfahrung vorbehalten ist. Gewöhnlich sind daher auch alle Speculationen hierüber so beschaffen, daß sie weiter nichts klar machen, als die Unmöglichkeit, von uns begreiflichen Dingen gescheut zu reden. Und was bedarf es auch eben einer näheren Kenntniß der besondern Umstände zu unserer Verhüigung? Genug unsre Seelen werden so gewiß, als dies ihre natürliche Bestimmung mit sich bringt, unter sich stets in einer moralischen Verbindung stehen; aber, welches einerley ist, sie werden auch dort — und dort wenigstens eben so gut als hier — Gedanken und Empfindungen unter sich wechseln, und sich einander offenbaren können. Und so deucht mir, ist es denn zugleich eine entschiedne Sache, daß ein Wiedererkennen chemals vertrauter Seelen möglich, in jedem Falle möglich seyn müsse; wenn es sich gleich noch auf keine Weise, selbst analogisch nicht gedenken ließe, wie es wohl damit zugehen dürfte. Diese Möglichkeit, oder vielmehr diese Nothwendigkeit ergibt sich ja von selbst aus jener unschätzigen Voraussetzung; und unsre Nichtkenntniß der eigentlichen Art und Weise kann sie nicht im mindesten zweifelhaft machen. Gesetzt

seht denn sogar, unsre Seelen sollten künftig, als körperlose Geister existiren — eine solche Existenz aber dürfte doch nimmermehr etwa dem Zustande eines Menschen gleichen, der taub und blind, kurz aller Sinne, aller Vorstellung von äußerlichen Dingen beraubt, alles Umgangs unsfähig wäre — so würden sie sich in dem Falle gewiß unmittelbarer Weise einander mittheilen können; und die Natur einer solchen unmittelbaren Mittheilung wäre uns gerade nur eben so unbegreiflich, als die der mittelbaren. — Begreifen wir denn diese nicht? Was wolten wir! Da müßten wir ja begreifen, wie Leib und Seele in einander wirken, welches wahrlich ein unbegreifliches Rätsel bleiben wird, so lange die Erde steht. Selbst dann also fände ein Wiedererkennen unsrer ehemaligen Freunde sicher statt. Oder wäre es nicht immer noch der mit dem deinigen vordem so vertraute Geist, wenn er mit keiner Hülle weiter umgeben wäre, wie du selbst es dann nicht seyn würdest? Und hast du nicht in der That schon deinen Freund verloren, indem du noch jene abgeworfne Hülle, seinen Leichnam, umarmest? Oder wird er nicht mehr der nehmliche seyn,

wenn er statt ihrer mit einem neuen, bessern, Gewande erscheinen wird?

Denn schon der selbst forschenden Vernunft ist es doch einmal höchstwahrscheinlich, daß wir im Tode nur den irdischen Körper gegen einen andern vertauschen, der zu den Erforschungen eines vollkommenen Lebens eingerichtet ist. Dies wird überdem durch eine höhere Bestätigung außer Zweifel gesetzt, worauf ich mich hier indessen nicht weiter berufen darf. Wer weiß, ob es außer der Gottheit überhaupt einen reinen Geist geben könne, das heißt, einen Geist, der überall keiner Organe Bedarf, um ein wirkliches Glied in der Kette aller Wesen zu seyn. Ich meinestheils möchte mit dem würdigen Bonnet noch nicht behaupten, daß wir auch nur die Möglichkeit solcher reinen Geister einsehen. Immerhin sey alles Körperliche, in so ferne es sich unsern Sinnen darstellt, nur Läuschung, Schein; doch, daß irgend etwas reelles dem zum Grunde liege. Unser eigner Leib sey nichts weiter, als ein System einfacher, zweckmäßig zusammengeordneter Kräfte, mit dem unsre Seelenkraft ins nächste und genaueste Verhältniß gesetzt ist und durch dessen Vermittlung

mitlung dann das entferntere Verhältnis der übrigen Kräfte, die das Ganze ausmachen, für uns bestimmt wird. Diese Ideen scheinen allerdings sehr richtig. Allein, eben deswegen scheint auch kein endlicher Geist aller Organisation entbehren zu können. Nur der Unendliche kann mit wirksamer Kraft allem, was ist, unmittelbar zugegen seyn. Nur ihm, durch den alles besteht, ist es möglich, das Ganze mit einer einzigen unendlichen Idee, in welcher alles einzelne völlig deutlich nach seiner wahren Natur enthalten ist, zu umfassen. Jeder endliche Geist hingegen — und es gibt doch wohl keinen fast unendlichen? *) — vermag von dem Ganzen wes-

D 4

nig;

*) S. Bonnets Betrachtungen über die Natur, übersetzt von J. D. Utius. Leipz. 1772 S. 26. Wer eine fast unendliche Anzahl von Begriffen auf einmal ohne alle Undeutlichkeit hat, ist ja wohl ein fast unendlicher Geist, als ein solcher, dem nur noch ein wenig fehlt, um Gott gleich zu seyn. Ich weiß nicht, wie der Philosoph Bonnet auf dergleichen Begriffe habe gerathen können, als er von der höchsten vermischten Vollkommenheit hegt.

nigstens keine andre, als undeutliche, summarische Begriffe zu haben, die denn mit unsren sinnlichen Begriffen wohl mehr oder weniger analog, wenn gleich von andrer Art und bey weitem vollkommner sind. So kann er auch, eben seiner Endlichkeit wegen, nicht mit allen Theilen des Ganzen, in einem gleichnahen, gleichwirksamen Verhältnisse stehen; sondera er muß nothwendig einen nähern und einen nächsten Wirkungskreis haben. Beydes aber scheint den Begriff einer bestimmten Organisation herbeizuführen. — Doch ich lasse das gut seyn; denn ich bin nicht gesonnen, meine Leser, die sich gleichsam bey mir erbauen wollen, mit allzuabstrakten Gründen zu unterhalten.

Von unsren Seelen wenigstens scheint die Vermuthung gar nicht statt zu haben, daß sie bestimmt seyn möchten, von der Vereinigung mit Organen in einen ganz geistigen Zustand überzugehen. Werkzeuge zum Empfangen und Mittheilen scheinen in der That nicht bloß zur anfänglichen Entwicklung unsers Geistes nöthig, sondern ein unablegbliches Beiwerk seines besondern Natur zu seyn. Diese keine Natur kann doch einmal in seine andre

re verwandelt werden. Ihre noch so verschiedenen Zustände müssen daher immer noch etwas gleichartiges und einander entsprechendes haben, und ihre Entwicklung muß auf eine ähnliche Weise fortfahren, wie sie begann. Ein bloß geistiges Daseyn aber, wosfern ein solches irgend einem Geschöpfe zukommen mag, und ein körperlich-geistiges sind, meines Gedankens, so ganz ungleichartige, einander entgegengesetzte Zustände, daß Wesen, die einmal des einen theilhaftig sind, des andern nimmermehr fähig seyn können; indem die Versehung aus dem einen in den andern vielmehr eine Umschaffung des Wesens selbst als eine bloße Veränderung seiner äußern Verhältnisse seyn würde. Denn nicht aus Wills Lühr hat der Schöpfer die menschliche Seele mit Organen versehen; sondern weil in der Natur einer solchen Seele — wo auch nicht eines jeden beschränkten Geistes — ein Bedürfniß derselben vorhanden ist. Und wäre es auch möglich, daß sie bereinst alle Organe ablegte und das Leben eines reinen Geistes begäne; so könnte doch allem Anschein nach eine solche Zukunft mit ihrem vorhergehenden, iedischen Daseyn in gar keiner,

oder doch in keiner wesentlichen Beziehung stehen. Ihre ganze Vorstellungs- und Wirkungs-Art müßte sich dermaßen verwandeln, daß sie der ehedem gehabten Begriffe und Empfindungen unfähig würde. Diese würden mithin rein aus ihr verschwinden, und mit ihnen alles Andenken an das Vergangene; das heißt, sie würde ihre Persönlichkeit verlieren. Für uns also — was für große Revolutionen sich übrigens auch mit unsrer Natur begeben mögen — wird es doch wohl immer eine doppelseitige Welt geben müssen, eine Sinnenwelt sowohl, als eine Geisterwelt. Die Sphäre unsers Denkens, Empfindens und Handelns wird stets durch einen besondern Körper bestimmt und eingeschränkt werden, und wir werden uns die äußre Schöpfung wohl stets als ein System von Sonnen und Planeten gedenken, indem wir zugleich auf einem dieser Weltkörper unsren angewiesenen Wohnplatz haben werden.

Allein, der neue Leib, den wir einst statt des jetzigen, erhalten sollen, muß doch auch nothwendig eine bestimmte Bildung haben. Und was denn wohl für eine? Man wird sich allerdings in der Einrichtung desselben

hen manches verändert, und alles dauerhafter, vollendet, einer höhern Bestimmung angemessen, mithin selbst dessen Bestandtheile feiner und edler gedenken müssen. Ist es aber gleichwohl nicht immer am wahrscheinlichsten, daß seine Bildung, im Ganzen genommen, mit der Bildung des irdischen ungemein vieles Nehnlichkeit behalten werde? — Ich trage eben kein Bedenken, dies zu bejahren, wie wohl ich in großer Verlegenheit seyn würde, wenn ich es mit entscheidenden Gründen thun sollte. Wenn man aber doch ja hierüber eine Meinung hegen will: so, deutet mir, ist diese natürlicher Weise die einzige, die man hegen kann. Vergebens würden wir unsre Einbildungskraft quälen, um uns eine edlere, schönere Form zu ersinnen, als womit wir schon hier begabt worden. Und wenn Er, der Unerschöpfliche, auch noch ungleich vortrefflichere, und von der menschlichen ganz abweichende, Bildungen zu verleihen hat: so ist dies doch etwas, das uns vorjezt durchaus unbegreiflich bleibt. Da überdem unser künftiges Leben im Grunde nur eine vollkommene Fortsetzung des gegenwärtigen seyn, und daher in seiner Einrichtung immer noch vieles

mit.

mit diesem gemein haben muß: so rechtfertigt dies einzigermaßen jene Vermuthung, die übrigens durch die biblische Lehre von der Auferstehung, aus welcher sie allerdings zu fliessen scheint, noch mehr Bestätigung erhält.

Doch eigentlich möchte man gerne noch etwas mehr wissen, nehmlich: ob wohl die besondere Bildung des verklärten Menschen seine vormalige treffend genug wieder darstellen werde, um ihn dadurch seinen Geliebten sogleich erkennbar zu machen. Dies aber ist nur vollends eine Sache, wobei man sich mit einem bloßen Vielleicht begnügen muß, weil sich darüber nicht einmal etwas wahrscheinliches sagen lässt. That daher mein Moritz nicht wohl, daß er sich darauf nicht einließ? Und werden ihn diejenigen nicht gerne entschuldigen, die deswegen anfangs mit ihm unzufrieden waren?

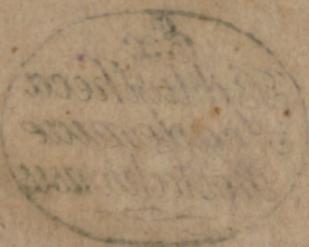
So viel ist indessen gewiß, daß es unter uns künftig nicht minder, als jetzt, einen Umgang, mithin ein Vermögen geben müsse, um gegenseitig unsre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, unser Innres einander zu offenbaren. Denn dies ist ein wesentliches und unverteilbares Bedürfniß nicht nur des mensch-

menschlichen Geistes, sondern wahrlich aller moralischen Wesen. Und da wenigstens bey Geschöpfen, wie wir sind, die v. r. seit zu unsrer thätigen Existenz gewisser Organe beschriften werden, wohl keine unmittelbare Einwirkung der Seelen in einander statt haben wird; da die Mittel unsers Umganges in jenen Werkzeugen selbst liegen müssen: so bleibt es allemal der natürklichste Gedanke, daß irgend eine Art von Sprache dieses Mittel seyn werde. Ich sage mit Fleiß: eine Art von Sprache. Denn, wiewohl dieses Mittel so beschaffen seyn muß, daß es alle Arten von Vorstellungen, von denen wir uns einander verständigen wollen, hinlänglich bezeichne; wiewohl in der That eine Wortsprache zu dem Zwecke das allerschicklichste ist, was wir noch bisher kennen; so folgt daraus doch noch nicht, daß es kein andres, wenigstens kein besseres Verständigungs-Mittel geben könne, noch wirklich vereinst geben werde. Man darf sich auch keine weitere Untersuchung über den Punkt gelüsten lassen; weil man doch unfehlbar nur willkürliche und sonderbare Muthsmäßigungen an den Tag bringen würde. Gesug, wie es auch immer damit seyn mag:

es

es wird uns zuverlässig nicht an Mitteln eines vernünftigen Umganges gebrechen; mithin wird es auch mit dem Wiedererkennen unsrer Freunde durchaus keine Noth haben.
Und was will man denn mehr?









Universitäts
Bibliothek
Rostock

[http://purl.uni-rostock.de/
rosdok/ppn1688072527/phys_0259](http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688072527/phys_0259)

DFG





the scale towards document

31

un einmal die Ne
eils unvermeidlich,
Gleichwohl aber—
trauen wir alle es
m Weithe zu, sie
ung mit dem Mens
voraus so getroffen
haste, jeder ohne
inem Innern, sons
z äußerlichen Lage
ner Tugend gebüh
wir keine einzige
nicht. Und doch
sel statt, als gegen
inigung treulieben,
nnte man auch hier
e höchste Güte und
t, jeden Tugendhafe
meßne Art zu bes
her eine Menge ver
inem Zeitpunkte ih
, und vielleicht ins
n Lage schmachten,
uß innerer Ruhe, ja
, verlieren müssen.
hen Zusammenhänge
der